1,90 DM / Band 603
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Die Pestklaue von Wien

John Sinclair Nr. 603

von Jason Dark

erschienen am 23.01.1990

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Pestklaue von Wien

Er wußte, daß sie seinen Tod beschlossen hatten und daß er sterben mußte, doch er kämpfte ums Überleben!

Die anderen aber ließen nicht locker und taten ihre »Pflicht«. Dem Mann wurde die rechte Hand abgeschlagen, danach warfen sie ihn lebend zu den Pesttoten und vergaßen ihn. Das war ihr Fehler!

Von ihrem Hotelzimmer aus konnte sie fast bis zur Staatsoper spucken, die Kärntner Straße war auch nicht weit, und der Stephansdom lag ebenfalls in der Nähe. Sie wohnte im ehrwürdigen Hotel Bristol, sehr zentral, hätte sich geborgen fühlen müssen und spürte dennoch, daß ihr immer häufiger die Angstschauer über den Rücken krochen und das Gefühl einer Bedrohung ständig zunahm.

Selbst in der Hotelhalle, wo sie nervös von einem Fuß auf den anderen trat, durch die Glastür schaute und den Verkehr vorbeifluten sah, glaubte sie, unter einem harten Druck zu stehen.

»Ihr Schlüssel, Madame.«

Isabel de Dijon schrak zusammen, als sie die weiche Stimme des korrekt gekleideten Rezeptionsmenschen hörte, der ihr den Schlüssel übergab und zudem ein freundliches Lächeln schenkte. »Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Madame?«

»Non, Monsieur, non.« Isabell sprach nur wenige Brocken Deutsch, sie unterhielt sich im Ausland in ihrer Heimatsprache.

Überhastet nahm sie den Schlüssel an sich und eilte zu den Lifts, begleitet von den Blicken des Mannes hinter der Rezeption, der seine Stirn in Falten gelegt hatte und darüber nachdachte, was diese junge Frau wohl haben könnte. Er arbeitete schon lange in der Branche und konnte oft mit einem Blick feststellen, mit wem er es zu tun hatte.

Diese elegante Person in dem schwarzen, sehr modisch geschnittenen Kostüm steckte in Schwierigkeiten. Sie mußte einen seelischen Druck erleiden, sonst hätte sie nicht so fahrig reagiert, wäre viel lockerer und cooler gewesen.

Am Lift stehend und nervös auf die Kabine wartend, schaute sie noch einmal zur Rezeption zurück, wo der Mann sich gerade in dem Augenblick umdrehte, als ein Telefon summte.

Draußen dämmerte es bereits. Über Wien, das tagsüber von einer wunderbar warmen Septembersonne beschienen worden war, legten sich die ersten langen Schatten.

Jetzt war die Zeit der Muße, jetzt sollte man einen Kaffee oder einen Cocktail trinken, daran dachte Isabel zwar, doch es war ein sehr flüchtiger Gedanke, den sie schnell wieder verwarf, denn wo immer sie auch hinging, sie fühlte sich ständig von anderen Augen beobachtet oder von Blicken durchbohrt.

Sie wollte nur auf ihr Zimmer, sich frisch machen, aufs Bett legen, vielleicht schlafen…

Mit dem Lift fuhr sie hoch. Das Hotel gehörte zu den wunderschönen Grand Hotels, die noch mit breiten Fluren ausgestattet waren und nicht die engen Schläuche besaßen, wie man sie in vielen Ketten-Herbergen vorfindet, die man zudem noch sehr teuer bezahlen muß. Trotz der Breite kam ihr der Gang eng vor. Sie hastete über den Teppich, vorbei an den echten Gemälden, bis sie endlich ihre

Zimmertür erreicht hatte, mit zitternden Fingern aufschloß und in den Raum stürmte, stehenblieb, sich umschaute und zischend ausatmete, weil sie den Raum leer vorfand.

Niemand hatte auf sie gewartet, niemand wollte sie mehr bedrohen, statt dessen roch es sehr frisch, das Bett war schon gemacht, im Bad lagen Handtücher bereit, die wundervoll dufteten.

»Ich bin verrückt!« flüsterte sie. »Ich bin einfach verrückt, mein Gott. Das kann doch nicht wahr sein…« Sie schaute auf das Telefon und überlegte, wen sie anrufen sollte.

Zählreiche Namen huschten an ihrem geistigen Auge vorbei, keiner blieb hängen.

Das waren alles Typen aus der Modebranche, ausgeflippt und immer da, wenn es etwas zu feiern gab. Wehe aber, jemand steckte in Schwierigkeiten, da zogen die meisten den Kopf ein.

Unter der Kostümjacke trug sie ein weißes Top. Alles war verklebt, verschwitzt. Auf dem Weg zum Bad streifte sie die Sachen ab und schleuderte sie achtlos zu Boden. Dabei fiel der Seidenslip leicht wie ein Blatt auf den Teppich.

Das Licht im Bad war nicht zu grell, sondern sehr weich, es kaschierte deshalb.

Nicht bei ihr.

Sie war fünfundzwanzig, ein gutes Alter, aber sie sah aus wie dreißig und fühlte sich doppelt so alt. Ihr Körper konnte einem Stylisten Freude bereiten, er besaß genau die Formen, die man für den Laufsteg brauchte, zudem achtete Isabel darauf, kein Gramm zuzunehmen, das hätte sie möglicherweise Strafe gekostet, aber das Gesicht – Himmel, sie sah schlecht aus. Schatten lagen unter den Augen, die für innerliche Vibrationen sorgte, sich aber auch körperlich bemerkbar machte.

Das Wasser rauschte in die Wanne. Ein Badezusatz produzierte Schaum. Sie freute sich auf das Bad, vielleicht war es möglich, daß sie ihre Probleme ausschwitzte.

Ihr Haar war gegelt, glatt nach hinten gekämmt, so daß ihr Gesicht einen etwas strengen Ausdruck bekam. Wieder fand sie ihre Nase zu groß, die Wangenknochen zu stark hervortretend, aber da konnte man nichts machen.

Sie nahm die Badehaube, setzte sich auf und stieg in das herrlich temperierte Wasser.

Aufseufzend streckte sie sich aus, dachte dabei an den Job, was ihr nur unvollkommen gelang. Etwas anderes schob sich ständig zwischen ihre Gedanken.

Eine Hand!

Gewaltig, groß, graubraun, mit Fingern lang wie Männerbeine und wahnsinnig kräftig. Eine regelrechte Killerklaue, die alles

zerquetschte, was sich ihr in den Weg stellte.

Warum die Hand?

Seit sie in Wien war, wurde sie von ihr verfolgt. Sie hatte die Klaue bei der Besichtigung der Katakomben gesehen, unter der Decke war sie angebracht worden, als wollte sie die in den Wandnischen stehenden Urnen und auch die Särge beobachten.

Schon beim ersten Anblick der Hand war es ihr durch und durch gegangen. Da hatte sie gespürt, daß etwas nicht stimmte und daß genau diese Hand mit ihr zu tun hatte, mit ihrem Schicksal, mit ihrem Werdegang. Von diesem Zeitpunkt an waren die Schweißausbrüche und die Angstgefühle über sie hereingebrochen und hatten sie immer stärker verfolgt.

Es war Isabel de Dijon gelungen, diesen Zustand vor den Kolleginnen verborgen zu halten, irgendwann jedoch würde sie es nicht mehr schaffen und durchdrehen.

Zudem sollte in genau drei Tagen die große Schau beginnen. Stars und Mode, eine Schau im Freien, der Wettergott spielte mit, und das alles lief auf dem berühmten Platz vor dem Stephansdom ab.

Aber in dessen Tiefe kauerte die Klaue…

In einem der unheimlichen Räume, durch die man die Mannschaft geführt hatte, denn ein Besuch in den Katakomben und bei den Pesttoten gehörte einfach zum Wien-Programm.

Warum nur? Warum? Immer wieder hatte sie sich die Frage gestellt, aber nie eine Antwort erhalten. Weshalb war ihr Schicksal mit dem der Klauen so eng verknüpft?

Schwaden trieben durch das Bad, hatten sich auf die Spiegelfläche gelegt und sie blind gemacht. Isabel fand, daß es eine gute Idee von ihr gewesen war, sich in die Wanne zu legen und die Wärme eines Bads zu genießen. Das Wasser lenkte sie auch von der Klaue ab.

Nach etwa einer halben Stunde spürte sie, wie sich das Wasser allmählich abkühlte. Jetzt war es an der Zeit, die Wanne zu verlassen.

Noch einmal streckte sie sich und tauchte dabei bis zum Kinn unter. Dann drehte sie sich, umklammerte den Haltegriff und zog sich langsam in die Höhe.

Isabel fühlte sich besser. Der Schaum perlte über ihre Haut, begleitet von türkisfarbenen Wasserstreifen. Rasch wickelte sie sich in das flauschige Badetuch und knotete es über ihrer Brust zusammen. Bevor sie sich abtrocknete, wollte sie mit der Bürste durch die Haare streichen, nahm die Haube ab und hörte, wie sich das Telefon im Nebenzimmer meldete.

Sie überlegte. Wer wollte was von ihr? Vielleicht eine Kollegin oder der Manager der Truppe. Möglicherweise auch die Einladung irgendeines Sponsors, denn bekannte Firmen zahlten die große Schau auf dem Stephansplatz.

Zuerst wollte Isabel de Dijon nicht abheben, beim vierten Summen hatte sie es sich überlegt, ging in den Wohnraum und setzte sich aufs Bett, bevor sie den Hörer ans Ohr drückte und ihr »Ja, hallo, wer ist da?« in die Muschel sprach.

Nichts war zu hören. Keine Stimme, keine Worte, kein Lachen…

Über Isabels Schultern kroch eine Gänsehaut. »He, wer sind Sie? Melden Sie sich, sonst lege ich auf!« Das hatte sie schon längst gewollt. Seltsamerweise schaffte sie es nicht. Da war irgendein Hindernis, das sie Zwang, es nicht zu tun und weiter zuzuhören, obwohl sich niemand am anderen Ende befand.

Oder doch?

Etwas Zischendes drang an ihr Ohr, als wäre jemand dabei, tief Luft zu holen. Und dann vernahm sie sehr deutlich das heisere Flüstern. »Leg nicht auf, Isabel.«

Es gab ihr einen Stich. Sie spürte ihn in der Herzgegend. Wieder überfiel sie das Zittern, und sie dachte automatisch an die Hand.

Aber sie konnte nicht reden.

»Bist du noch da?«

»J… ja …«

»Schön, Isabel, schön. Ich freue mich, daß wir sprechen können.«

Er lachte leise und gemein. »Ja, ich freue mich sehr. Ich habe lange darauf gewartet.«

»Was wollen Sie? Wer sind Sie?« Isabel merkte, wie ihre Stimme immer stärker zitterte, obwohl sie es nicht wollte, deshalb ärgerte sie sich so sehr darüber.

»Das kann ich dir sagen, Isabel. Sitzt du auf dem Bett? Ja, du sitzt auf deinem Bett, das kann ich spüren. Du sitzt auf deinem Bett, telefonierst und hast Furcht. Du drehst dem Fenster dabei den Rücken zu. Stimmt es?«

Obgleich sie nicht antworten wollte, entschlüpfte ihren Lippen eine Bestätigung.

»Das habe ich mir doch gedacht. Du kannst sitzenbleiben, aber dreh dich dabei um und schau zu den beiden Fenstern hin. Zuerst zu dem größeren, das ja eine Balkontür ist.«

»Weiß ich.«

»Dreh dich, schau hin!«

Isabel de Dijon reagierte wie unter Zwang. Sie konnte einfach nicht anders, sie mußte sich auf der Bettkante hockend bewegen und richtete ihren Blick bis auf das zum Boden reichende Viereck. Um einen besseren Blick auf die Oper zu haben, hatte Isabel die Gardine zur Seite geschoben, so lag das gesamte Rechteck frei vor ihr. Noch war es nicht richtig dunkel. Die Dämmerung produzierte trotzdem schon viele Schatten.

Schatten?

Sie beobachtete den einen, der sich von der linken Seite her von außen gegen das Fenster schob.

Nein, doch nicht – es war kein Schatten, sondern eine gewaltige, halb gekrümmte Steinklaue. Die aus den Katakomben!

***

Isabel konnte nicht einmal schreien. Alles in ihr war eingefroren und zu Eis geworden. Diese Hand, das Unbegreifliche, was sich da abspielte, das… das konnte und durfte nicht normal sein. Es war einfach zu grauenhaft.

Und doch stimmte es.

Vor dem Fenster schwebte sie, dabei sogar um einiges vergrößert als im Original, wo Isabel sie zum erstenmal unter der Decke gesehen hatte. Aber es war die gleiche Klaue, daran änderte sich nichts, auch wenn Isabel sie noch von der Seite her sah, ihr Erinnerungsvermögen stimmte allerdings, diese Hand war mit der aus der Katakombe identisch.

Den Hörer hielt sie noch fest, vernahm auch die Stimme, die manchmal von einem schadenfrohen Lachen unterbrochen wurde.

In den folgenden Sekunden nahm der Schweißfilm zu, so glitt ihr der Hörer aus der Hand und blieb auf der Bettdecke liegen.

Daß der Anrufer laut ihren Namen rief, hörte sie zwar, reagierte darauf jedoch nicht. Isabel de Dijon hatte nur Blicke für die übergroße Klaue vor dem Fenster.

Warum tut denn keiner was? Weshalb ruft niemand die Polizei?

Die Hand muß doch auch von anderen gesehen werden…

Gedanken nur, keine Worte, auch keine Schreie, denn Isabel saß unbeweglich wie jemand, der nichts Menschliches mehr an sich hatte. Die Hand wanderte auch nicht weiter, sie stand vor dem bis zum Boden reichenden Balkonfenster als eine gefährliche Drohung. Noch wandte sie Isabel die Seite zu, so daß sie dabei relativ schmal wirkte, aber dieser ungewöhnlichen Größe tat es keinen Abbruch.

Würde sie sich drehen?

Isabel wartete mit zitterndem Herzen. Sie merkte kaum, daß sie Luft holte und bekam mit, wie ein Zittern durch die übergroße Klaue lief, bevor sie sich tatsächlich herumdrehte. Dies geschah nicht sehr schnell, die Hand wirkte so, als hätte sie jemand an der langen Leine geführt. Sie drehte sich nicht nach außen hin weg und gab dem Mannequin den Blick auf die Fläche frei.

Isabel schloß die Augen. Sie tat dies mit einer zuckenden Bewegung, weil sie einfach nicht mehr hinsehen wollte. Diese Klaue war das wahrgewordene Stück eines fürchterlichen Alptraums. Ihr Rücken fühlte sich an, als wäre er ebenfalls zu Stein geworden, so hart und ungewöhnlich lange lag der Schauer auf ihrem Rücken.

Und aus dem Hörer drang noch immer die Stimme. »Sie wird dich von nun an begleiten, Isabel de Dijon. Sie ist dein Schicksal, dein verdammtes Schicksal, hörst du? Es wird dir nicht gelingen, ihr zu entrinnen, weil sie einfach zu stark ist. Ihr und dein Schicksal sind miteinander verknüpft, hörst du, Isabel de Dijon? Du bist eine de Dijon, deine Familie hat Vergangenheit, ja sie hat Vergangenheit…«

Es waren die letzen Worte des unbekannten Anrufers. Danach drang nur das Freizeichen aus dem Hörer.

Isabel hatte die Botschaft verstanden, nur konnte sie die Worte noch nicht verarbeiten. Der Anblick der Hand beschäftigte ihr gesamtes Denken. Sie stand als Riesenklaue dicht vor der Scheibe und hielt die vier Finger gestreckt und spreizte sie dann.

Isabel befürchtete durchzudrehen, als sie das Schaben außen an der Scheibe hörte. Mit den steinernen Fingerspitzen kratzte die Hand über das Glas.

Isabel bewegte sich nicht. Obwohl die Hand schon relativ lange vor dem Fenster schwebte, hatte sie sich an den Anblick nicht gewöhnen können. Die Hände waren zu Fäusten geballt, sie merkte auch den harten Druck ihrer Fingernägel, die in ihre Handballen stachen.

Dann zog sich die Hand zurück…

Sehr lässig beinahe, als wollte sie ihr noch einmal gönnerhaft zuwinken.

Tief atmete Isabel ein. Sie schloß dabei die Augen, sagte sich, daß alles nur ein Traum gewesen war, schaute wieder hin und konnte das Dach der Wiener Staatsoper erkennen, so frei war ihr Blick geworden, denn die Klaue sah sie nicht mehr.

Sie kippte zur Seite. Es war nurmehr ein vorsichtiges Fallen mit geschlossenen Augen. Erst als sie die Bettdecke berührte, kam ihr richtig zu Bewußtsein, daß sie noch lebte. Überlaut vernahm sie das Freizeichen aus dem Hörer. Sie legte ihn auf, ohne sich dessen bewußt zu werden, hielt die Augen weiterhin geschlossen und sagte sich, daß sie einem Alptraum erlegen war.

Sie hatte alles nur geträumt. Furchtbar mußte es gewesen sein. Der Gang durch die Katakomben hatte von ihr erst verarbeitet werden müssen. Ja, so mußte es gewesen sein. Es hatte keine Riesenhand vor dem Fenster gegeben, das alles war nur Einbildung gewesen.

Sie fror. Isabel trug nur mehr das über ihrer Brust verknotete Handtuch, es war einfach zu wenig. Dieser kalte Schauer brachte sie wieder zurück in die Realität.

Behäbig richtete sie sich auf. Trotz des Schauders klebte Schweiß auf der Stirn. Frieren und schwitzen zugleich, das Gefühl, Schüttelfrost zu haben, Fieber und auch Angst. – Die Hand fiel ihr wieder ein. Das Herz schlug schneller, und sie traute sich kaum, auf das Fenster zuzugehen. Dann tat sie es doch, und zwar mit schleichenden,

vorsichtigen Schritten, als hätte sie Furcht davor, daß die Hand noch einmal zuschlagen könnte.

Sie erschien nicht, und sie tauchte auch dann nicht vor der Scheibe auf, als Isabel de Dijon vor ihr stehenblieb, nach draußen schaute, anfing zu lachen und das Erscheinen der Riesenklaue einfach für einen bösen Traum hielt.

Wenn da nur nicht diese Streifen gewesen wären…

Isabel wollte es nicht so recht glauben. Sie schaute genauer hin, suchte die Streifen ab, tastete auch nach ihnen, um festzustellen, daß sie außen entlangliefen.

Wer hatte sie hinterlassen?

Knallhart fiel es ihr ein. Sie spürte den Druck, der ihren Magen umkrampfte. Schwindel packte sie, so daß sie einen Schritt zurückgehen mußte.

Natürlich, die Hand. Das war kein Alptraum gewesen, sie hatte die Klaue tatsächlich gesehen.

Isabel de Dijon überkam wieder das Zittern. Verzweifelt dachte sie darüber nach, wer ihr in dieser Lage helfen konnte. Bestimmt keine Polizei, dort würde sie nur ausgelacht. Vielleicht sollte sie mit Romina sprechen. Sie war ihre beste Freundin in der Mannequin-Truppe.

Ja, Romina würde Verständnis haben.

Isabel zog nichts über, als sie das Zimmer verließ und über den Flur lief. Ihre nackten Füße tappten auf dem Teppich. Es befand sich niemand in der Nähe, nur weiter entfernt hörte sie die Stimmen einiger Gäste, die sich auf Deutsch unterhielten.

Rominas Zimmer lag nicht weit entfernt. Drei Türen nach der ihren, auf der linken Seite. Laut atmend blieb sie davor stehen, klopfte an und rief den Namen.

Romina öffnete nicht. Da versuchte es Isabel selbst. Die Türen besaßen noch die alten geschwungenen Klinken aus Metall, die schwer unter der Handfläche lagen und sich etwas schwerfällig bewegten, wie auch bei Isabel.

Sie mußte den Jubelschrei unterdrücken, als sie feststellte, daß die Tür nicht verschlossen war. Vorsichtig schaute sie in den Raum und hörte Rominas Stimme aus dem größeren Raum. »He, wer ist da?«

»Ich – Isabel.«

Ihre Kollegin lachte. »Ja, komm ruhig. Ich liege hier auf dem Bett, Süße.«

»Bitte, steh auf.«

»Das geht nicht.«

»Wieso…?«

»Komm schon her.« Die Stimme der zierlichen Romina klang ärgerlich. »Dann wirst du es sehen.«

Sie lag tatsächlich auf dem Rücken, und zwar rücklings. Das

Mannequin war so gut wie nackt. Ein dünner Hauch von schwarzer Spitze bedeckte ihre Scham, das war alles. Aber sie sah so aus, daß sich Isabel beinahe erschreckt hätte, denn auf ihrem Gesicht lagen grüne Scheiben auf einer weißen Schicht.

»Gurken, Schätzchen«, erklärte Romina, die aus dem Tessin stammte. »Gurken sind gut für die Haut. Deshalb mache ich mal wieder eine Gurkenkur.«

Isabel de Dijon nickte. »Kannst du… kannst du die nicht unterbrechen?«

»Nur ungern und nur auf besonderen Wunsch.«

»Ich wünsche es mir.«

»Weshalb denn?«

Isabel trat von einem Fuß auf den anderen. Plötzlich kam sie sich lächerlich vor. »Ich möchte… also ich möchte …«

»Sag schon. Schätzchen, wir sind doch unter uns. Rede einfach, die liebe Romina hört dir genau zu. Also, was hast du auf dem Herzen, kleine Isabel?«

»Bitte, komm mit.«

»An die Bar?«

»Nein, verdammt, in mein Zimmer!«

Romina richtete sich auf und schaffte es, ohne daß die Gurkenscheiben verrutschten. »In dein Zimmer?« Sie lachte. »Was soll ich da, Schätzchen, was soll ich bei dir?«

»Ich möchte dir etwas zeigen.«

Romina hielt mit beiden Handflächen die Gurkenscheiben fest.

»Hat das nicht Zeit bis nachher? Du weißt selbst, daß ich meine Entspannung nicht gern unterbreche.«

»Es ist wichtig!« drängte Isabel. »Es ist wirklich sehr wichtig. Wenn du bitte…«

»Mit oder ohne Gurken?«

»Ist mir egal.«

Romina stöhnte auf. »Du kannst einen Menschen ganz schön nerven, weißt du das? Aber ich will nicht so sein, wir sind Freundinnen, also werde ich dir den Gefallen tun.« Sie behielt die Hände an ihren Wangen und drückte die Gurkenscheiben derart fest an, damit sie nicht um eine Idee verrutschen konnten.

Wie auf rohen Eiern durchquerte sie den Raum und steuerte das Badezimmer an. Die Tür ließ sie offen. Durch das Rauschen des Wassers vernahm Isabel die Stimme der Schweizerin. »Ich wasche mir nur das Gesicht ab, dann bin ich da. Aber wie siehst du aus? Rennst du immer mit einem Badetuch bekleidet durch fremde Hotelgänge?«

»Mach keine Witze.«

Romina gab keine Antwort. Sie war zu sehr mit dem Waschen beschäftigt. Wenig später stand sie wieder vor Isabel. Sie hatte sich ein

helles, kurzes Minikleid übergestreift. Der Saum endete noch über den Kniekehlen. »Komm, wir gehen.«

Romina wunderte sich über Isabel, die erst vorsichtig in den Flur schaute, ehe sie das Zimmer verließ.

»Hast du was, Kind?«

»Mal sehen.«

»Wieso…?«

»Ich erkläre dir das später, bitte.«

Romina hob die Schultern. »Wie du meinst.« Dann folgte sie der Freundin durch den Flur.

Isabel hatte nicht abgeschlossen. Sie brauchte die Zimmertür nur anzutippen, damit sie nach innen schwang. Mit steifen Schritten betrat sie den Raum.

Romina schüttelte den Kopf. Ihr kurzes Haar wehte dabei in die Höhe. »Jetzt sag mir nur, du hast irgendwelche Gespenster gesehen, dann muß ich aber lachen.«

»So ähnlich.«

»Aha. Und wo, bitte?«

Isabel deutete zum großen Fenster. »Schau dorthin, da wirst du es sehen.«

Romina mußte lächeln. »Tut mir schrecklich leid, aber ich sehe kein Gespenst.«

»Ich meine auch die Streifen.«

»Tatsächlich?«

»Sie waren nicht da, als ich einzog. Jetzt sind sie vorhanden. Rate mal, wer sie hinterlassen hat!«

»Dein Gespenst!«

»Ja, nein. Es war eine Riesenhand, verstehst du das? Eine gewaltige Klaue aus Stein. Sie tauchte plötzlich vor dem Fenster auf und berührte die Scheibe. Da kratzten die Finger von oben nach unten. Es war einfach grauenhaft.« Die Erinnerung an die Vorgänge trieb Isabel wieder den Schweiß auf die Stirn.

Romina schaute sie skeptisch an. »Sag mal, Schätzchen, bist du noch ganz dicht?«

»Und ob ich dicht bin. Es war die Hand. Und es war die Hand aus dieser verdammten Gruft. Erinnerst du dich?«

»Nein, sorry.«

»Wir sind doch durch die Katakomben gegangen.« Isabel holte tief Luft, bevor sie weitersprach. »Wir haben alles besichtigt, die einzelnen Räume, die Gräber mit den Knochen der Pesttoten, dann waren wir in einem Raum, wo nicht nur Särge standen, sondern auch Urnen.« Isabel stand dicht vor der Freundin und redete mit Händen und Füßen. »Erinnerst du dich daran, Romina?«

Die junge Schweizerin hob gelangweilt die Schultern. »Ja, schon,

aber nicht direkt. Es waren einfach zu viele Räume.« Sie fuhr über ihre Oberlippe. »Weißt du eigentlich, daß ich manchmal einen Bart hier bekomme? Einen richtigen Damenbart?«

»Scheiße, hör damit auf! Dein Damenbart…« Sie schüttelte den Kopf. »Ach, entschuldige, es ist einfach zu furchtbar.« Isabel ließ sich auf das Bett fallen. Ungefähr dort, wo sie auch gesessen hatte, als die Hand aufgetaucht war. Dann zeigte sie auf die großen Fenster. »Du wirst es kaum glauben, aber die Hand stand vor der Scheibe, und zwar um einiges größer als in der Gruft, wo wir sie unter der Decke entdeckt haben. Sie war riesig.«

Romina staunte ihre Kollegin an. »Du… du willst mich doch nicht auf den Arm nehmen – oder? Du hast noch alle Tassen im Schrank? Ich meine, es ist ja nicht schlimm, wenn man hin und wieder durchdreht. Das geht mir ebenso, aber …«

»Ich habe nicht durchgedreht.« Isabel konnte die Stimme nur mit Mühe unter Kontrolle bringen. »Die Hand war fort. Sie hat sogar Spuren an der Scheibe hinterlassen.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter.«

»Keine Zeugen?«

Isabel ballte die Hände. Sie ärgerte sich über die Sachlichkeit ihrer Freundin. »Nein, auch keine weiteren Zeugen.«

»Dann wirst du es aber schwer haben, deine Behauptung aufrechterhalten zu können«, erklärte Romina mit leicht spöttisch klingender Stimme. Sie strich über das Haar ihrer Freundin. »Schätzchen, jeder von uns macht mal Fehler und ist überdreht. Alles nicht schlimm, wir haben öfter einen Blackout. Passiert mir auch, nicht nur Politikern. Deshalb würde ich mich nicht aufregen. Ich mache dir einen Vorschlag zur Güte. Wir beide gehen jetzt nach unten in die Bar und nehmen einen knackigen Drink. Dann sieht die Welt ganz anders aus.«

Isabel de Dijon schüttelte den Kopf. »Romina, ich weiß, daß es nicht einfach ist, mir zu glauben, das weiß ich wirklich. Du hältst mich für eine überspannte Ziege…«

»Das hast du gesagt.«

»Ich kenne dich doch. Aber tu mir einen Gefallen und schau dir die Spuren wenigstens einmal an. Du brauchst nur zum Fenster zu gehen, da kannst du die langen Kratzer erkennen. Die gekrümmten Finger haben sie von oben nach unten gezogen.«

»Wenn es dir was bedeutet…«

»Ja, das tut es.«

Romina hob die Schultern und näherte sich mit ihrem tänzelnden Schritt dem Ziel. Klar, daß sie nicht davon überzeugt war, das wußte auch Isabel, aber sie sollten sich die Streifen wenigstens anschauen

und ihr bestätigen, daß sie keiner Täuschung erlegen war.
Isabel stand auf. Sie ließ Romina etwas Zeit. »Na?« fragte sie, »was siehst du?«
Romina nickte, ohne sich dabei umzudrehen. »Da sind tatsächlich Streifen zu erkennen.«
»Habe ich dir doch gesagt.«
»Ja«, lachte sie, »ob die aber tatsächlich von deiner komischen Hand stammen, ist nicht gesagt, Schätzchen. Oder?«
»Doch.«
Sie drehte sich um. »Das mußt du erst noch beweisen.«
Isabel überlegte, dabei blieb sie stehen. Sie spürte das Kratzen in der Kehle, konnte kaum sprechen und wollte etwas trinken. »Warte noch, Romina, ich gehe nur ins Bad, um einen Schluck Wasser zu nehmen. Bis gleich.«
»Okay. Ich muß auch wieder zu meinen Gurken.«
»Das kannst du.«
Isabel eilte ins Bad und wäre fast ausgerutscht. Im letzten Augenblick klammerte sie sich am Rand des Waschbeckens fest. Weshalb war ihr plötzlich übel? Warum spürte sie den immensen Druck auf ihrem Kopf, als wäre etwas geschehen?
Sie beugte sich vor, ließ Wasser laufen, füllte es in ihre zusammengelegten Hände und schleuderte es in ihr Gesicht. Das Wasser rauschte aus dem Kran, übertönte viele Geräusche, aber längst nicht alle.
Sie hörte den Schrei.
Einmal, dann noch einen und einen dritten, der furchtbar und grauenhaft klang, wie von Todesangst diktiert.
Sie richtete sich auf. Ein Klirren drang an ihre Ohren, und sie wußte, daß es in ihrem Zimmer aufgeklungen war.
Sofort dachte sie an die Hand!
»Lieber Gott, laß es nicht wahr sein. Bitte, lieber Gott, gib, daß ich mich irre.« So flüsterte sie die Worte und merkte selbst, daß sie am gesamten Körper zitterte.
Sie wartete auf den nächsten Schrei, nur hörte sie den nicht. Im Zimmer blieb es ruhig.
So unnatürlich ruhig.
Das Mannequin gab sich einen Ruck. Sie ging auf die Badezimmertür zu und kam sich dabei vor wie ein künstliches Geschöpf, das ferngelenkt wurde. Wo war ihr Wille? Wo ihre Kampfbereitschaft?
Wo die Neugierde, Wahrheiten zu erfahren?
Weg, verschwunden…
Wind blies ihr entgegen, zusammen mit dem Lärm von der Straße, die Kärntner Ring hieß. Das Klirren, der Schrei, sie konnte sich einiges zusammenreimen, aber sie wollte es plötzlich selbst sehen. Ja, sie

mußte einfach nachschauen.

Dann stand sie in der Tür. Sie stand da, bewegte sich nicht und hatte das Gefühl, als wäre alles nicht wahr.

Nicht die zerbrochene Scheibe, nicht die zahlreichen Splitter auf dem Teppich und auch nicht die zierliche, schwarzhaarige, junge Frau, die auf dem Boden lag.

Sie sah so aus, als hätte sie ihr Gesicht in den weichen Teppich gepreßt.

Vielleicht war es auch nicht mehr vorhanden. Möglicherweise war es ihm so ergangen wie dem übrigen Kopf, der von einer mörderischen Gewalt eingeschlagen worden war.

Die Hand, dachte Isabel, die Hand, es war die Hand, mein Gott, das ist unglaublich…

Vor ihren Augen drehte sich das gesamte Zimmer. Sie schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten und glaubte, daß man ihr den Boden unter den Füßen wegziehen würde.

Dann fiel sie.

Das aber merkte sie nicht mehr, denn die Bewußtlosigkeit hatte sie längst verschlungen…

***

Isabel wurde wach und nahm einen komischen Geruch wahr, den sie bereits seit ihrer Kindheit haßte. Es war der Geruch nach Krankenhaus, nach Desinfektionsmitteln, nach Arzt und Schwester.

Mühsam öffnete sie die Augen. »Sie ist wach, Herr Kommissar.«

»Dann kann ich mit ihr reden?«

»Versuchen Sie es. Aber nicht zu lange. Wählen Sie Ihre Worte bitte behutsam. Die junge Dame steht bestimmt unter einem Schock.«

»Keine Sorge, ich kenne mich aus.«

Isabel schielte in die Höhe und glaubte, gegen dünne Watteschleier zu schauen. Dahinter bewegte sich etwas. Ein Schatten erschien und drückte sich weiter vor.

Der Schatten bekam Konturen, Augen, Haare, eine Nase, einen Mund, zwei Ohren. Dann bewegte er sich nach unten, ein Beweis dafür, daß er sich gesetzt hatte.

»Ich bin Kommissar Walter. Können sie reden?«

Isabel hob den Arm. Sie merkte selbst, mit welch einer matten Bewegung dies geschah und ging davon aus, daß man ihr irgendwelche Mittel zur Beruhigung verabreicht hatte.

»Was wollen Sie wissen?« Sie bewegte mühsam ihre Lippen. Das Sprechen fiel ihr schwer.

»Ich habe Fragen.«

»Ja, bestimmt.«

»Erinnern Sie sich?«

Isabel holte tief Luft. »Wissen Sie, Herr Kommissar, ich könnte ihnen eine Geschichte erzählen, die Sie mir bestimmt nicht glauben werden, deshalb lasse ich es.«

»Wollen Sie es nicht versuchen?«

»Was hätte das für einen Sinn?«

»Zumindest würden Sie uns auf eine Spur bringen. Die Tote sah schlimm aus, da muß jemand gewütet haben, unsere Spezialisten untersuchen die Leiche noch, doch ich muß ihnen sagen, daß sie ziemlich ratlos sind, denn sie fanden Spuren von Steinstaub.«

»Das ist auch richtig.«

»Deshalb nahmen wir an, daß Ihre Kollegin von einem Stein erschlagen worden ist.«

»Nicht direkt!« flüsterte Isabel und fuhr mit den Handflächen auf der Bettdecke entlang. »Nicht direkt. Jemand anderer hat sie umgebracht. Ich habe es gesehen. Es war eine Hand, eine Riesenhand, eine Hand aus Stein, die hinter der Scheibe erschienen war.«

Walter holte tief Luft. »Was haben Sie da gesagt?«

»Ja, eine Hand aus Stein. So groß wie ein Mensch. Sie reichte bis an den oberen Rand der Tür. Sie… sie hat auch mich verfolgt. Es ist kaum zu fassen.«

»Eine menschengroße Hand also?«

»Ja.«

Kommissar Walter verzog sein Gesicht. »Sagen Sie mir doch mal, wo sie hergekommen ist.«

»Aus den Katakomben! Dort habe ich sie zum erstenmal gesehen. Seit dem Zeitpunkt hat sie mich verfolgt, wenn Sie verstehen.«

»Klar, ich begreife Sie nicht. Wissen Sie, Isabel, ich war schon einige Male dort unten, aber eine derartig große Steinhand habe ich da nicht entdecken können.«

»Dort unten war sie auch nicht so groß. Erst später ist sie so unheimlich gewachsen.«

Der Kommissar schabte über sein Stoppelkinn. »Wäre es nicht besser, wenn Sie alles von vorn berichten, Isabel?«

»Darf ich etwas trinken?«

»Natürlich. Ich hole Ihnen ein Glas Wasser.«

Er kam mit dem halbgefüllten Glas zurück, schaute sie an und sah das blasse Gesicht, in dem die Augen besonders auffielen, weil sie sehr groß wirkten.

»Nun?«

Sie schluckte das Wasser. »Bin ich in einem Krankenhaus, Herr Kommissar?«

»Ja. Man fand Sie bewußtlos, wobei Sie noch Glück gehabt haben, daß Sie auf das Bett gefallen sind.«

»Glück? Was ist das?« Isabel reichte dem Kommissar das leere Glas

zurück.

»Daß Sie noch leben, zum Beispiel.« Er nahm wieder auf dem Besucherstuhl Platz. »Wollten Sie mir nicht erzählen, was alles geschehen ist. Isabel?«

»Ja, ich werde reden. Und Sie müssen mir versprechen, genau zuzuhören und mich nicht auszulachen.«

»Nein, bewahre.«

Dann redete sie. Kommissar Walter nahm jedes Wort auf. Er enthielt sich eines Kommentars, ließ Isabel sprechen, runzelte die Stirn hin und wieder, machte sich Notizen und brauchte selbst einen Schluck Wasser, als er die ganze Wahrheit erfuhr.

Skeptisch schaute sie ihm ins Gesicht. »Nun, was sagen Sie jetzt, Kommissar?«

»Gar nichts.«

»Das heißt, Sie glauben mir nicht?«

Er lächelte. »So etwas will ich nicht sagen. Versetzen Sie sich in meine Lage. Glauben Sie wirklich, daß…?«

»Schon gut, Kommissar.«

Er streichelte über ihr Haar, als er den abweisenden Gesichtsausdruck bei Isabel erkannte. »Beruhigen Sie sich bitte, Fräulein de Dijon. Ich habe nicht gesagt, daß ich Ihnen nicht glaube. Ich halte es nur für sehr unwahrscheinlich.«

»Das kann ich mir denken.«

»Trotzdem werde ich der Sache natürlich nachgehen und Ihnen Bescheid geben.« Er steckte sein schmales Notizbuch weg. »Noch etwas. Können Sie sich einen Grund vorstellen, weshalb die komische Hand ausgerechnet Sie verfolgt hat?«

»Nein, das kann ich nicht. Soll es denn einen geben?«

Der Kommissar hob die Schultern. »Das muß so sein. Nichts geschieht ohne Grund.«

»Dann müssen Sie ihn herausfinden, Kommissar.«

Er nickte. »Da sagen Sie was.«

Als er aufstand, streckte ihm Isabel die Hand entgegen. »Kommissar, eine Frage noch. Soll ich… werde ich noch lange hier im Krankenhaus bleiben müssen?«

»Das entscheiden die Ärzte.«

»Aber ich fühle mich wieder besser und nicht krank. Wirklich nicht, Herr Kommissar?«

»Wissen Sie, wenn es nach mir ginge, könnten Sie das Zimmer hier verlassen.«

»Wie spät ist es denn?«

»Gleich Mitternacht.«

»Dann warte ich bis zum Morgen. Ich… ich bin auch müde. Man wird mir ein Mittel gegeben haben.«

»Da haben Sie recht.« Er reichte ihr die Hand. »Gute Nacht, wir werden uns bestimmt noch sprechen.«

»Das glaube ich auch, Herr Kommissar.«

Mit gemischten Gefühlen verließ Kommissar Walter das Krankenzimmer. Er hatte den Worten der Zeugin sehr genau zugehört. Im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen gehörte er zu den Menschen, die auch mal quer dachten und ein gewisses Erinnerungsvermögen besaßen, was ungewöhnliche Fälle anging.

Seine Heimatstadt Wien konnte man als Spionage-Drehpunkt zwischen Ost und West ansehen, aber auch als einen Ort, in dem Mystik und eine gewisse Magie unter der Oberfläche schmorten. Er hatte das Gefühl, beides würde irgendwie zusammenkommen. Die Katakomben, geschichtlich wertvoll, waren allerdings auch sehr geheimnisvoll und vielen Menschen dabei nicht geheuer. Das Vorbeispazieren an den alten Särgen und Urnen, das Hineinschauen durch die Fenster in die Knochengräber der Pesttoten, das alles waren Dinge, vor denen sich Menschen fürchten konnten.

Er schüttelte den Kopf, weil seine Gedanken abirrten. Erst draußen auf dem Parkplatz des Krankenhauses dachte er wieder an das eigentliche Problem.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte es hier in Wien einen Fall gegeben, der mit einer Person zusammenhing, deren Existenz von den meisten Menschen geleugnet wurde, weil sie einfach nicht in das Raster hineinpaßte. Diese Person hörte auf den Namen Medusa.

Und diese Medusa war zu einem schaurigen Leben erwacht.

Der Fall hatte offiziell keine Kreise gezogen, war jedoch bei den Experten nicht in Vergessenheit geraten. Ein Inspektor aus London und ein Reporter hatten ihn quasi aufgeklärt, wobei ein anderer Beamter den gleichen Fall in der Ägäis verfolgt hatte.[1]

Der Kommissar wußte noch den Namen des Inspektors. Es stand ja alles in den Akten.

Und so fuhr er noch einmal in sein Büro, setzte sich dort hin und dachte nach.

Gegen zwei Uhr morgens hatte er eine Entscheidung getroffen. Er würde in London anrufen, denn er wollte sich, sollten sich die Behauptungen der Frau als Wahrheit herausstellen, keine Vorwürfe machen lassen…

***

Er hieß nicht Marek, er hieß nicht Kottan, ich kannte ihn nicht vom Bildschirm her, sondern lernte ihn dort kennen, wo in Wien der meiste Trubel herrscht, wenn eine herrliche Sonne am Himmel steht – auf dem Stephansplatz.

Ich saß in einem der Cafés, ließ meinen Blick über den Platz wandern

und genoß das pralle Leben, das an mir vorbeischaute, bewacht von der steinernen Macht des Domes, der in Wien einen ähnlichen Stellenwert besitzt wie der in Köln.

Ich saß ihm gegenüber, nippte an meinem Braunen, schaute auch den Vögeln zu und wartete ansonsten auf Kommissar Walter.

Sein Anruf hatte uns zwar nicht aufgeschreckt, aber mißtrauisch gemacht, deshalb waren Suko und ich in die Stadt an der Donau ge flogen, um hier dem Phänomen der steinernen Killerhand nachzugehen.

Mit der Zeugin hatte ich noch nicht sprechen können. Ich wußte nur, daß sie von Beruf Mannequin war und sich von einer steinernen Riesenhand verfolgt fühlte, die angeblich in den Katakomben des Stephansdoms ihren normalen Platz gefunden hatte.

Allerdings konnte ich mir nicht vorstellen, daß der Kommissar mittlerweile mehr erfahren konnte, deshalb wollte ich ihn bitten, wenn er erschien, mit mir die Katakomben zu besuchen, in denen sich Suko bereits herumtrieb.

Eine braune Tasse, ein brauner Kaffee und eine Stimme, die mich ansprach, als ich nippte.

»John Sinclair?«

Ich schluckte, schaute hoch und in das schnauzbärtige Gesicht eines etwa vierzigjährigen Mannes, der sein dunkelblondes Haar kurz geschnitten und gescheitelt trug. Der helle Sommeranzug ließ ihn etwas blaß erscheinen. Daran konnte auch das zartblaue Hemd nicht viel ändern. Auf eine Krawatte hatte er verzichtet.

»Das bin ich seit meiner Geburt.« Ich erhob mich.

»Mein Name ist Walter, Kommissar Werner Walter.«

»Bitte, setzen Sie sich.«

Er schaute zurück. »Nein, sollen wir uns nicht in die Katakomben begeben? Sonst sind die Führungen vorbei, und ob man für uns länger offenhält, weiß ich nicht.«

Ich hob die Schultern. »Wie Sie wünschen, Kollege. Ich muß nur eben zahlen.«

Die Bedienung trieb sich in der Nähe herum. Ich drückte ihr einen Zwanzig-Schilling-Schein in die Hand und nickte zum Abschied. Sie war gestreßt und bemerkte meinen Abgang kaum.

Um den Dom zu erreichen, mußten wir den Platz überqueren. »Sagen Sie mal, Herr Sinclair, wo steckt eigentlich Ihr Kollege? Dieser Inspektor Suko, der schon hier in Wien war und den Fall der Medusa aufgeklärt hat?«

»Unter dem Dom!«

»Wie?«

Ich rückte die Sonnenbrille zurecht. »Ja, er wollte schon einen Inspektionsgang machen. Wahrscheinlich werden wir ihn dort treffen,

wo sich die Hand an der Decke befindet.«

»Ah ja.« Der Kommissar trat einen Stein zur Seite. »Wissen Sie, ich kann mir das eigentlich nicht vorstellen, ich habe mich nun über Sie erkundigt und weiß, daß Sie sich um Fälle kümmern, die anderen auf den Magen schlagen würden. Können *Sie* die Geschichte glauben?«

»Gute Frage.« Ich mußte lachen. »Wenn ich sie für Unsinn gehalten hätte, wäre ich nicht nach Wien geflogen, obwohl sich ein Besuch immer lohnt, denn ich liebe diese Stadt und war auch schon öfter hier. Sagen wir so, ich kann sie mir vorstellen.«

»Ich nicht.«

»Das ist Ihr gutes Recht.«

Er hob die Schultern. »Es ist mir alles zu suspekt, einfach zu komisch, zu unwahrscheinlich. Ich habe mich lange mit der Zeugin unterhalten, aber fragen Sie mich nicht nach dem Eindruck, den sie auf mich hinterlassen hat. Es gab eigentlich keinen.«

»Das ist ungewöhnlich.«

»Finde ich auch. Über fünfzehn Jahre treibe ich mich beim Sicherheitsbüro herum, habe meine Erfahrungen von der Pike auf sammeln können, tief in menschliche Abgründe geschaut, aber so etwas wie mit diesem Mannequin ist mir noch nicht untergekommen.«

»Das glaube ich Ihnen gern.«

»Sie werden sich selbst ein Bild über diese Person machen können, wenn Sie später mit ihr reden.«

»Ist sie denn überspannt gewesen?«

»Das will ich nicht sagen. Sie hat wohl auch Valium bekommen.«

»Das machen die Ärzte wohl überall.« Bevor wir den Dom betraten, schaute ich noch einmal zu ihm hoch.

Er war schon ein prächtiger Bau, auf den die Wiener stolz sein konnten. Wie ein ausgestreckter Finger Gottes wies der Turm in den blauen, beinahe wolkenlosen Septemberhimmel. Irgendwo hoch über ihm lagen einige Wattetupfer. Vor dem großen Hauptportal drängten sich die Menschen. Familien mit Kindern, Rucksack-Touristen, Asiaten, Afrikaner, Europäer, sie alle gaben sich hier ein Stelldichein, und an den Eingängen hörten die Bewegungen überhaupt nicht mehr auf.

Ich schob mich zusammen mit drei Japanerinnen in den Dom. Die jungen Frauen hielten ihre Kameras schußbereit. Bald hörte ich nur mehr das Klickklick.

Ich drückte mich an ihnen vorbei und mußte auf den Kommissar warten, der sein Haar zurückstrich und froh darüber war, daß uns endlich eine gewisse Kühle empfing. Nach den heißen Temperaturen draußen war sie einfach wunderbar.

Daß der Kommissar mich ansprach, bekam ich kaum mit, denn das Innere des Doms war für mich nicht weniger beeindruckend als der

Anblick der Kirche von außen.

Mein Blick fiel auf den prächtigen Hauptaltar, der etwa hundert Meter von mir entfernt lag. Auch auf diese Distanz hin verfehlte er seine Wirkung nicht. Er war ein Meisterwerk spätmittelalterlicher Kunst, in seiner Pracht einmalig und ein wahres Meisterwerk großer Künstler.

Beim Näherkommen konzentrierte ich mich auf das Altarbild, das auf eine $28m^2$ große Zinnplatte gemalt war und die Steinigung des heiligen Stephanus zeigte.

»Beeindruckt?« fragte mich der Kommissar.

»Und wie.«

»Das freut denn einen alten Wiener auch.«

»Sie stammen direkt aus Wien?«

»Sogar aus dem ersten Bezirk. Ich bin kein Zugereister, wenn Sie das meinen.«

»So genau wollte ich es nicht wissen.«

Werner Walter ließ mir noch die Chance, den Altar etwas länger zu betrachten, dann zog er mich weg vom Mittelgang in eines der Seitenschiffe hinein, wo wir vor einer großen Treppe stehenblieben, die durch ein Band gesichert war.

Wir fanden uns inmitten zahlreicher Personen wieder, die ebenfalls die Katakomben unter dem Dom besichtigen wollten und sich auch von schaurigen Szenen nicht abschrecken ließen.

Ich verzog die Lippen. »Müssen wir hier warten?« fragte ich leise.

»Das glaube ich nicht. Bleiben Sie in meinem Schlepptau.« Der Kommissar drängte sich vor, was ihm den Protest zahlreicher Wartender einbrachte, um den er sich allerdings nicht kümmerte. Er ging weiter seinen Weg.

So wie er überkletterte auch ich die Absperrung, hatte die ersten drei breiten Treppenstufen hinter mich gebracht, als jemand von unten her hochkam.

Ein Mann in Uniform, der uns sofort anraunzte. »Warten's a bisserl. Nur net hudeln. Mir san koa Schnelläufer.«

»Bestimmt nicht«, erklärte der Kommissar und zeigte seinen Dienstausweis.

»Oh, a Kommissar san Sie. Dös is was anderes. Bitte, kommen Sie mit mir.«

Der Uniformierte führte uns in die Tiefe und schon zu den ersten alten Särgen.

Es waren eigentlich Doppelsärge. Die normalen waren in Särge aus Metall gestellt worden, deshalb wirkten alle so mächtig und benötigten schon eine gewisse Stellfläche.

Ruhig war es nicht. Aus dem Hintergrund schallte uns die Erklärung eines Fremdenführers entgegen. Als wir einige Schritte gegangen

waren, hörten wir den zweiten, der Englisch sprach.

Hier unten herrschte fast ein Trubel wie auf dem Jahrmarkt, und das den ganzen Tag.

Ich schloß mich dem Kommissar an, der mich durch die engen Gänge führte, als hätte er etwas zu versäumen. Uns interessierten auch nicht die einzelnen großen Grabkammern und ebenfalls nicht die Guckfenster, hinter der die bleichen Gebeine der Pesttoten lagen, die man, aus Mangel an Platz, damals einfach in die Tiefe gekippt hatte. Da hatten die Toten dann gelegen, waren verfault und verwest. Zurück blieben Knochen.

Suko hatte Wort gehalten. Er wartete auf uns in dem Raum, wo einige Metallsärge verstellt standen und Nischen in die Wände hineingeschlagen worden waren, damit sie dort die Metallurnen aufnehmen konnten.

Er winkte uns zu, als wir eintraten. »Wir haben Glück, die letzte Meute ist erst vor wenigen Minuten verschwunden. Bis die nächste kommt, wird es etwas dauern. Soviel habe ich mittlerweile mitbekommen.«

Werner Walter stellte sich vor.

»Und ich bin Inspektor Suko. Freut mich, Kollege. Wie Kottan sehen Sie aber nicht aus.«

»Kennen Sie den in London auch?«

»In Germany haben wir mal etwas von ihm gesehen. John Sinclair und ich fanden ihn toll.«

»Wenn Sie jetzt etwas über ihn sehen wollen, werden es leider Wiederholungen sein. Auch ich finde es bedauerlich, aber Ihretwegen wird die Serie nicht weitergedreht.«

»Wir sind auch wegen der Hand hier«, sagte Suko.

»Richtig! Wo ist sie?«

Suko zog mich mehr in die Mitte des kühlen Verlieses. Die Steine rochen nach Staub, ich empfand die Luft als feucht. Sie schien bei jedem Atemzug in den Lungen zu kleben.

Ich stieg über einen Sarg hinweg und folgte Sukos Zeigefinger, der ausgestreckt gegen die Decke wies. »Da hast du deine Hand, John.«

»Die…?«

»Ja«, bestätigte der Kommissar. »Die ist es gewesen. So hat wenigstens Isabel de Dijon gesagt.«

»Komisch.«

»Was findest du komisch?«

Ich schaute noch einmal auf die Hand, dann dem Kommissar ins Gesicht. »Ich finde es wirklich komisch. Hat sie nicht davon gesprochen, daß die Hand die Höhe einer Balkontür aufwies?«

»Ja.«

»Und wie groß ist die hier?«

Der Kommissar hob die Schultern. »Wenn wir unsere beiden Hände zusammenlegen werden wir die Größe wohl erreichen.«

»Das meine ich auch.«

»Man hat sie mit der Decke befestigt«, sagte Suko. »Ich habe sie schon angefaßt und keinen Unterschied zu dem anderen Gestein hier festgestellt, tut mir leid.«

»Meinst du, daß sich das Mannequin geirrt hat?«

»So direkt will ich das nicht sagen, aber ich würde die Möglichkeit nicht ausschließen.«

»Und Sie, Kommissar?«

Walter winkte ab. »Hören Sie auf, Kollege. Ich mache mir jetzt schon Vorwürfe, daß ich Ihnen überhaupt Bescheid gegeben habe. Wahrscheinlich können Sie sich heute abend wieder ins Flugzeug setzen und nach London zurückkehren.«

»Das will ich nicht sagen. Zwei Tage Wien wären immer drin.« Ich wandte mich wieder an meinen Freund. »Du sagst, du hast die Hand befühlt? Wie? Bist du gewachsen?«

Suko schüttelte grinsend den Kopf. »Wenn du es nicht weitersagst, erzähle ich es dir. Ich habe mir einen Sarg so zurechtgerückt, daß ich auf ihn steigen konnte.«

»Gute Idee.«

»Du willst sie auch befühlen? Laß dir gesagt sein, dabei kommt nichts heraus.«

»Mal sehen.« Mit einem Schritt hatte ich den Sarg erreicht und kletterte auf ihn.

Der Kommissar fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Er baute sich am Ausgang auf, um mich nötigenfalls warnen zu können, wenn jemand erschien.

Es blieb noch ruhig. Ich hatte meine rechte Hand in den Hemdausschnitt gleiten lassen, um mein Kreuz hervorzuholen. Wenn etwas Dämonisches in diesem Verlies lauerte, würde das Kreuz reagieren, davon war ich überzeugt.

Meine Hand zuckte zurück, kaum daß ich es angefaßt hatte. Wärme strahlte in meine Fingerspitzen, ließ sie zittern, und ich stand unbeweglich auf dem Fleck.

Das merkte Suko, der sich dicht neben dem Sarg aufhielt. »Hast du was gespürt?«

»Das Kreuz reagiert.«

»Oh.«

Von der Tür meldete sich der Kommissar. »Was hat das denn zu bedeuten?«

»Ganz einfach«, erklärte mein Freund. »Wenn sich eine dämonische Kraft in der Nähe aufhält, sendet das Kreuz meines Freundes bestimmte Signale aus.«

»Auch hier?«

»Ja.«

Kommissar Walter wischte über seine Wange, schaute zurück. Wir sahen ihm an, daß ihm überhaupt nicht wohl in seiner Haut war.

»Beeilen Sie sich, die nächste Gruppe wird bald hier hereinschneien.«

»Immer mit der Ruhe«, murmelte ich. Das Kreuz hing noch vor meiner Brust, weil ich mir erst die Hand genauer anschauen wollte.

Mit dem Rücken berührte sie die Decke. Allerdings mehr mit den Knöcheln, weil die Finger nach unten hin abgeknickt waren.

Da ich diesen dämonischen Zauber gespürt hatte, konnte er nur von der Klaue ausgehen.

Äußerlich war ihr nichts anzusehen. Auch als ich nachfühlte, spürte ich allein den kalten Stein.

Aus dem Gang vermehrten sich die Stimmen. Wir alle hörten sie lauter, ein Murmeln, das nicht aufhören wollte, und dazwischen hörten wir das Scharren der Füße.

Ich starrte gegen die Hand, während ich mein Kreuz hervorholte.

Kaum lag es frei, geschahen zwei Dinge.

Einmal huschte ein silbriges Flimmern über meinen Talisman, zum anderen hörte ich über mir ein leichtes Knirschen, schaute genauer hin und erkannte, daß sich die verfluchte Steinhand tatsächlich bewegte. Sie zitterte an den Fingern. Staub rieselte mir entgegen, und ich dachte an die Besucher und auch an die Aussagen der Zeugin, die sich vor der Klaue gefürchtet hatte.

»Halten Sie die Besucher zurück!« schrie ich dem Kommissar zu, der nicht wußte, was er machen sollte. Sein Blick irrte zwischen mir und dem Gang hin und her.

»Machen Sie schon!«

Suko reagierte schneller. Er lief auf Walter zu, packte ihn und drückte ihn aus dem Raum, hinein in den Gang, wo er heftig auf ihn einsprach. Ich hoffte, daß der Kommissar Vernunft zeigte. Wenn nicht, sah es böse für die Besucher aus.

Die beiden waren verschwunden. Ich konnte mich wieder um die Steinklaue kümmern und brachte diesmal mein Kreuz so dicht heran, daß ich sie fast berührte.

Dabei rechnete ich damit, daß sie zerbröseln würde, doch die Reaktion war eine völlig andere.

Ich hörte so etwas wie einen Schrei oder einen Zischlaut. Gleichzeitig knirschte es, Putz und Staub rieselten auf mich nieder. Ich mußte den Kopf wegdrehen, damit mir das Zeug nicht in die Augen geriet. Ich bekam zudem Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht auf dem schmalen Sargrand. Etwas schlug gegen meinen Kopf, hart genug, um mich taumeln zu lassen. Ich sprang vom Sarg, duckte mich, lief zur Seite und schaute gegen die Decke.

Das Unmögliche war geschehen.

Dort oben hing keine Hand mehr, dafür jagte sie tornadoartig über die Särge hinweg…

***

Ich hechtete zurück. Wenn die mich erwischte, konnte sie mich zerschlagen.

Mit dem Rücken prallte ich gegen ein Nischengitter, wo auch die Urnen standen, dann duckte ich mich zusammen, ging fast auf Tauchstation und verfolgte die rasende Hand, die das Verlies unheimlich schnell durchmaß. Beide Hände hatte ich belegt, denn in der Rechten hielt ich jetzt die Beretta. Vielleicht reichte eine Kugel.

Die Hand war zu schnell, ich fand kein Ziel und mußte mich mehr auf den Zufall verlassen.

Das wiederum wollte ich nicht.

Plötzlich hatte sie die Richtung gefunden. Meine Augen weiteten sich, denn sie fand genau ihren Weg dort, wo ich sie eigentlich nicht hätte hinhaben wollen.

Die Klaue raste in den Gang!

Und dort drängten sich die Besucher, denn ihre Stimmen vernahm ich auch jetzt noch.

Mein Magen verkrampfte sich. Wenn die Hand tatsächlich in die Gruppe hineinraste, gab es Verletzte, wenn nicht Tote. Ich brüllte den Namen meines Freundes, um ihn und die anderen vor der Gefahr zu warnen, während ich selbst auf den Eingang zulief, um die Klaue ebenfalls verfolgen zu können.

Da war es passiert. Die Schreie brandeten mir entgegen. Ich hörte auch Sukos Stimme und die des Kommissars, rannte weiter in das schwache Licht hinein und sah weiter vor mir, daß sich zahlreiche Besucher zu Boden geworfen hatten.

Andere standen mit schreckensbleichen Gesichtern rücklings an beiden Wänden. Sie sahen aus, als hätten sie nichts begriffen. Ein Mann taumelte mir entgegen. Er blutete an der Wange und am Hals.

Es war Kommissar Walter.

»Sind Sie okay?«

»Es geht schon.« Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, verdammt, was war das nur?«

Ich hatte es eilig und wollte keine Fragen beantworten. »Wo ist die Hand hin?«

Suko gab mir die Antwort. Er winkte. »Komm mit!«

Den Weg der Klaue konnten wir akustisch verfolgen, denn auch weiterhin hörten wir die Schreie. Ich dachte daran, daß es nicht der erste Fall war, bei dem eine Hand eine Rolle spielte. Vor Jahren hatten wir es mit der Bluthand aus Aibon zu tun bekommen, aber diese hier

wurde sicherlich von einem anderen Motiv geleitet.

Den Kommissar ließen wir stehen. Auch Suko rannte, nur holte ich ihn nicht mehr ein, sein Vorsprung war zu groß. Zudem hatte auch er den Ehrgeiz, die Hand zu stoppen.

Gesichter huschten vorbei. Angststarre Menschen standen in den Räumen. Sie wirkten zwischen den dunklen Särgen so bleich wie die Gerippe in den Nischen, die wir passierten und keinen Blick durch die Abtrenngitter warfen.

Was sonst eine Stunde und länger als Besichtigungstour dauerte, legten wir in wenigen Minuten zurück. Die Schreie wurden lauter.

Ein schmaler Gang schluckte uns. Er führte direkt zum Ausgang.

Viele von ihnen hatten hochgewollt, geordnet hintereinander, denn es gab nicht viel Raum.

Aber auch die Steinklaue hatte sich diesen Weg ausgesucht und Panik verbreitet.

Sie kamen uns entgegen, rollten wie eine Woge heran, als wäre sie von einem Sturmwind gepackt worden, der die Meute kurzerhand zurückdrückte.

Wir sahen die Klaue oberhalb der schmalen Stufen. Dieser Ausgang war behelfsmäßig eingerichtet worden, denn in den Katakomben wurde renoviert.

Ein Mädchen lief mir weinend entgegen. Es blutete im Gesicht. An der rechten Wange zeigte sich ein langer Riß. Auf ihrem Rücken schaukelte ein Rucksack.

Ich ließ die Beretta sinken. Die ich wieder gezogen hatte. Es hatte keinen Sinn zu feuern. Die Hand war einfach zu schnell gewesen.

Nach Suko stieg ich die schmale Treppe hoch und gelangte an einer Seitenstelle des Platzes ins Freie, wo ich mich umschaute und rasch die Beretta wegsteckte, weil ich keine Unschuldigen damit erschrecken wollte.

Ich hörte Suko fluchen. Die Worte übertönten selbst den Stimmenwirrwarr der hier stehenden Menschen.

»Das war sie«, sagte ich. »Verdammt noch mal, das war diese Hand!«

»Richtig. Und du hast sie geweckt!«

»War das ein Vorwurf?«

»Nein, eine Feststellung, mehr nicht.« Er hob die Schultern. »Wegen ihr sind wir ja hier.«

»Hast du vorher was gesehen? Du warst ja eher unten als ich?«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Nichts, John, überhaupt nichts. Das ist ja der Wahnsinn. Ich habe gegrinst, als ich unter ihr stand und sie mir anschaute. Ich habe mir gesagt, dieses Mannequin spinnt, dreht durch, hat Halluzinationen, aber jetzt…?« Er hob die Schultern. »Nun bist du an der Reihe, großer Meister.«

»Das Kreuz hat die Hand geweckt. Sie ist vor ihm geflüchtet, Suko.

Sie hat gespürt, daß ihr mit dem Kreuz eine Kraft gegenüberstand, gegen die sie nicht ankam.«

»Stimmt. Aber du hast eines vergessen: Die Zeugin erklärte, daß sie so groß wie eine Tür gewesen ist. Das war hier nicht der Fall. Sie hat ihre normale Größe behalten.«

»Sonst wäre sie nicht durch den Gang gekommen.« Ich schaute zurück. Aus der schmalen Tür quollen die Besucher. Sie hatten es mehr als eilig und vergaßen, ihren Obulus für die Führung zu entrichten.

Der Uniformierte, der das Geld entgegennahm, lehnte an der Domwand und wischte permanent Schweiß aus seinem Gesicht.

Ich wartete auf Kommissar Walter. Er kam später, ein Taschentuch gegen seine Wunden gepreßt. Sein Blick hatte etwas Geistesabwesendes an sich, während die übrigen Besucher lamentierten und noch immer nicht richtig begreifen konnten, was überhaupt passiert war.

Ich mußte laut rufen, um für den Kommissar überhaupt verständlich zu sein.

Er drehte sich, sah uns, kam schnell auf uns zu. »Ich bin noch unten geblieben, weil ich sehen wollte, ob es Verletzte gab.«

»Wie…?«

»Kaum jemand. Ein Mädchen hat es an der Wange erwischt, zwei Männer sind beim Ausweichen mit den Köpfen zusammengeprallt, andere erlitten Schürfwunden, als sie sich zu hastig in Deckung warfen. Das war zum Glück alles, bis auf den Schreck.«

»Der läßt sich verkraften«, sagte Suko.

»Tatsache bleibt aber, daß die Hand freigekommen ist und durch unsere Stadt geistert.« Der Kommissar schaute mich dabei an, nicht ohne Vorwurf, wie ich meinte.

»Da haben Sie leider recht.«

»Was tun wir?«

»Die Hand jagen.«

»Gute Idee, wirklich.« Er lachte brüchig. »Nur können Sie mir sagen, wo wir anfangen sollen. Außerdem rechne ich jetzt damit, daß sie die Größe nicht behalten wird. Ich gehe von einem mächtigen Wachstum aus, wirklich.«

Ich klopfte eine Zigarette aus der Packung und schirmte die Flamme des Feuerzeugs mit der Hand ab. Eigentlich habe ich mir das Rauchen ja abgewöhnt, hin und wieder wurde ich rückfällig. Suko schaute mich auch jetzt mißbilligend an.

»Ja, ich weiß, aber nobody is perfect, und ich erst recht nicht, mein Freund.«

»Haben Sie einen Plan, Herr Sinclair?«

»Nein, keinen direkten. Ich möchte mich vor allen Dingen mit dieser

Isabel de Dijon unterhalten. Zwischen ihr und der Hand muß es eine Verbindung geben.«

»Meinen Sie?«

Rauch strömte durch die Nasenlöcher, als ich fragte: »Haben Sie eine andere Theorie, Kommissar?«

»Irgendwie schon. Kann das Ganze nicht auf einen Zufall beruhen?«

»Daran glaube ich nicht. Auch Dinge, die rational nicht erklärbar sind, besitzen ein Motiv. Das war so, das ist so, das wird auch immer so bleiben, Herr Walter.«

»Sie haben mehr Erfahrung. Ich dachte daran, daß ich mich mit der Dom- oder Bistumsverwaltung in Verbindung setze, um mehr über die Hand zu erfahren.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ganz einfach. Jeder Sarg, jede Urne, jede Plastik, jedes Gemälde, das in Wien hängt oder ausgestellt wird, ist registriert worden. Es hat eine Vergangenheit, sie wurde aufgeführt. Während Sie mit der Zeugin sprechen, kümmere ich mich um die trockene Arbeit.«

Wir waren einverstanden.

»Wissen Sie, wo Sie Isabel de Dijon finden können?«

Ich lächelte. »Sie werden es uns sicher sagen, Kommissar.«

»Im Hotel Bristol.«

»Oh!« rief Suko, »das kenne ich. Ein wunderbares Hotel, in dem ich mich sehr wohl gefühlt habe.«

Der Kommissar schaute auf sein blutiges Taschentuch. »Erst lasse ich mich verarzten, dann schaue ich nach und treffe Sie beide anschließend im Hotel.«

Werner verabschiedete sich mit einem Kopfnicken und war wenig später in der Menge verschwunden.

»Von hier bis zum Kärntner Ring ist es nur ein Katzensprung. Sie können bequem zu Fuß gehen.«

»Klar.« Einen letzten Blick warf ich an der Fassade des Stephansdoms hoch.

Der Himmel grüßte noch immer in seinem herrlichen Blau und war beinahe wolkenlos.

Eine Hand entdeckte ich nicht. Dennoch hatte ich das Gefühl, ihren drohenden Schatten zu spüren und bekam einen Schauer, den auch Suko bemerkte und sich erkundigte, ob es mir gut ginge.

»Im Moment ja, wie es später aussehen wird, weiß ich leider nicht…«

***

In einem Hotel der Luxusklasse, zu der das Bristol gehörte, reagierte man schnell. Als Isabel am nächsten Tag in ihr Zimmer zurückkehrte, fand sie keinerlei Spuren mehr. Im Rechteck der Balkontür glänzte eine neue Scheibe.

Das Telefon klingelte pausenlos. Journalisten wollten Interviews wegen der großen Modenschau auf dem Stephansplatz, aber sie – das Star-Mannequin der Truppe – wehrte alle Termine ab oder verwies die Anrufer auf den Manager, einen Mann namens Claude Ribeau, der aus Paris stammte und es sich in den Kopf gesetzt hatte, die Vormachtstellung der italienischen Mode zu brechen und die französische wieder an die erste Stelle zu bringen.

»Ich will nur allein sein, Claude«, hatte Isabel gesagt. »Kannst du das verstehen?«

»Sicher, Mädchen, sicher.«

»Dann ist gut.«

Sehr oft hatte sie sich vor den Spiegel gestellt und immer wieder den Kopf geschüttelt. Nein, sie sah nicht gut aus, der erlebte Schrecken schien sich dicht unter der bleich wirkenden Haut abzuzeichnen und das Gesicht noch schmaler zu machen.

Plötzlich haßte sie ihre schwarzen Sachen, wühlte im Koffer herum und suchte etwas Helles, Buntes hervor. Einen gestreiften Pullover zog sie über und den kurzen, engen, weißen Rock, der in Höhe des Saumes etwas auseinanderschwang. Sie legte noch etwas Make-up auf und war dann einigermaßen zufrieden.

Eigentlich hätte sie bei diesem Wetter durch Wien gehen und einen Bummel machen sollen. Um das Hotel herum fand sie die herrlichsten Geschäfte. Sie brauchte nur um die Ecke zu gehen, dann stand sie auf der Kärntner Straße, der Einkaufszeile Wiens überhaupt.

Isabel hatte keinen Bock. Ließ sich statt dessen Kaffee auf das Zimmer bringen, trank ihn am Fenster im Stehen und auf den Verkehr vor der Oper schauend.

Mit den Kolleginnen konnte sie auch nicht reden. Sie waren unterwegs, um für die große Schau zu proben. Isabel spürte die Einsamkeit des Zimmers wie eine Last, schaltete den Fernsehapparat ein, ging die Programme durch und fand nichts, was sie interessiert hätte. Sie schaute nur in Seifenopern und Trickfilme hinein.

Was blieb ihr?

Ganz einfach. Sich aufs Bett zu legen, versuchen, etwas Schlaf zu finden, abschalten, aber dann hätte sie keinen Kaffee trinken sollen.

Es war ein Espresso gewesen, sehr stark.

Sie ging wieder ins Bad. Vor dem Spiegel blieb sie stehen und wühlte durch die Haare. Das Gel hatte sie herausgewaschen, jetzt fielen sie locker und duftig um ihren Kopf. Doch das war noch keine Frisur, darum kümmerten sich die Spezialistinnen.

Wieder meldete sich das Telefon. Komisch, sie war sogar froh deswegen, die Stille habe sie in den letzten Minuten nicht mehr gemocht. So rasch wie möglich lief Isabel in den anderen Raum, warf sich aufs Bett und hob erst dann ab. Sie hoffte, daß es ihr Freund war,

der aus Nizza anrief. Sekunden später erstarrte sie zu Eis, denn die Stimme kam ihr bekannt vor.

Es war der Mann, der sie in der vergangenen Nacht schon angerufen hatte, als die Hand erschienen war.

»Hallo, hattest du einen netten Tag bisher?«

»Bitte«, flüsterte sie und merkte, daß ihr Herz viel schneller schlug als sonst. »Bitte, was ist…?«

»Hattest du einen guten Tag?«

»Nein!« schrie sie. »Den hatte ich nicht, verdammt!« Danach schluchzte sie auf und hörte das gemein klingende Lachen des Unbekannten.

»Das tut mir leid, aber du solltest wirklich versuchen, dir einen guten Tag zu machen. Man kann nie wissen, was noch kommt. Isabel, man kann nie wissen.«

»Wieso…?«

»Nicht immer fragen, zuhören. Es sind zwei gekommen, die die Hand zerstören wollen.«

»Ja, ja, zum Glück. Hoffentlich werden sie die Klaue zerhacken – hoffentlich.«

»Das glaube ich kaum, Isabel, denn sie ist frei – endgültig. Hast du gehört? Die Hand ist frei…«

Isabel begriff nicht sofort. »War sie denn nicht schon längst frei?«

»Leider nein«, erwiderte der Anrufer. »Sie kehrte immer wieder zurück. Aber jetzt…« Er ließ die nächsten Worte unausgesprochen, deshalb stellte Isabel trotz ihrer Angst noch eine Frage.

»Wer sind Sie denn? Weshalb sagen Sie nicht Ihren Namen?«

Der Unbekannte ließ sich nicht beirren. »Sie wird dich jagen, kleine Isabel. Sie wird dich jagen, zerstören, vernichten oder zerquetschen. Du wirst ihr nicht entkommen können, es sei denn…« Da legte er auf. Isabel hatte das typische Geräusch vernommen, holte tief Luft, wischte über ihre schweißnasse Stirn und ließ sich langsam zurückgleiten, bis sie auf dem Bett lag.

Komisch, dachte sie. Du schreist nicht einmal. Du drehst nicht durch, du brüllst nicht, läufst nicht im Zimmer umher, rennst nicht gegen Wände, fängst nicht an zu trommeln, du bist gelassen, du nimmst es hin, daß man dich mit dem Tode bedroht – was ist mit dir los?

Darüber dachte sie nicht nach, wälzte sich zur Seite, stand auf und betrat wiederum das Bad, um sich dort noch einmal frisch zu machen. Auf einmal hatte sie das Verlangen, unter Menschen sein zu wollen. Draußen war es ihr zu warm, im Hotel fühlte sie sich geborgener als sonst, und sie beschloß, hinunter in die Hotelbar zu gehen, um dort einen oder auch zwei Drinks zu nehmen.

Mit dünnen Strichen zeichnete sie noch die Augen nach und machte sie optisch größer. Isabel wußte genau, welch eine Wirkung sie

erzielen konnte, wenn sie einen Mann anschaute und dabei diesen verhangenen Blick aufsetzte.

Das wollte sie einfach wieder probieren. Ihre Kolleginnen waren nicht im Hotel, sie mußten proben, und Isabel konnte sich Zeit für einen kleinen Flirt nehmen. Wenn der klappt, hatte sie die Gewißheit, daß nicht alles umsonst gewesen war. Daß es eben noch etwas anderes gab als diesen verdammten Horror und Terror. Ja, es war ein regelrechter Terror geworden, eine Belastung der Psyche, wie sie brutaler nicht sein konnte. Vollgepackt mit Grauen und Angst.

Der Schlüssel verschwand in ihrer schmalen Handtasche, als sie das Zimmer verließ.

Ein Mädchen begegnete ihr. Sie fuhr einen Wagen, auf dem mehrere Flaschen Champagner und die entsprechende Anzahl Gläser standen. Da wollte jemand etwas feiern.

Das Mannequin hoffte, auch bald feiern zu können, einen glücklichen Ausgang des Falls.

Sie nahm nicht den Lift. Graziös stieg sie die Stufen der Treppe hinab, auf den Lippen das übliche Lächeln, das wie eingraviert wirkte und einen Teil der Zähne freigab, wobei es nicht von den groß geschminkten Augen ablenkte.

Die Bar lag im Bereich des Foyers. Sie war gemütlich, keine gewaltige Pracht, und sie glich mehr einem kleinen Wohnzimmer als einem Ort, wo man trank oder sich betrank. Es kam ganz auf die Stimmungslage an. Sie wollte nicht in den braunen Ledersesseln Platz nehmen, an der Bar war noch alles frei.

Ihr Rock rutschte weit hoch, was Isabel nicht störte, denn sie schlug zusätzlich die Beine übereinander. Der Keeper schaute sie fragend und lächelnd an, sie winkte schon ab, brauchte keine Karte.

»Ich weiß, was ich nehme.«

»Bitte, Madame…?«

»Einen Wodka, einen Doppelten.«

»Sehr gern, Madame. Vielleicht ein Wasser dazu?«

Sie schaute ihn starr an und sagte aus tiefster Überzeugung nur ein Wort: »Nein!«

Sie bekam ihren Wodka und atmete tief durch. Zudem hatte sie sich vorgenommen, daß es bei *einem* Doppelten nicht bleiben sollte, sie wollte auch einen zweiten trinken.

Die Nüsse und das andere Salzgebäck, in Silberschälchen verteilt, ließ sie liegen. Es würde ihrer Figur nicht guttun, wenn sie anfing zu knabbern. Statt dessen beging sie eine andere Sünde, denn sie holte ein flaches Etui aus der Tasche, in dem sie ihre Zigaretten aufbewahrte. Die Glimmstengel besaßen einen weißen Filter, der Keeper reichte ihr Feuer, sie bedankte sich mit einem Nicken und freute sich darüber, als sie den ersten Zug nahm.

Sie rauchte sehr wenig, in diesem Fall tat es ihr sehr gut, denn Isabel spürte, daß sie lebte.

Der Wodka war eiskalt, das Glas war beschlagen. Fast wäre es ihr noch aus den Fingern gerutscht, als sie es abhob, den ersten Schluck nahm, kurz die Augen schloß, dann das Glas leerte und darauf achtete, wie der Alkohol durch die Kehle in ihren Magen rann. Als sie das Glas wieder absetzte, umspielte ein Lächeln ihre Lippen. Der Keeper lächelte ebenfalls und gab ihr einen zweiten Drink, den sie mit leiser Stimme bestellte.

»Das tut gut«, sagte sie.

»Sie haben es verdient, Madame.«

»Oh, Sie wissen Bescheid?«

»Zwangsläufig.« Er servierte das nächste Glas. Es stand auf einem kleinen Silberteller. »So etwas spricht sich eben herum.«

»Ja, ja, es war schlimm.« Isabel hob die Schultern und spürte die Gänsehaut. Dann wurde ihr Blick verhangen und gleichzeitig nachdenklich. »Was meinen Sie, verträgt sich Wodka mit Champagner?«

»Sie könnten es versuchen. Beides sind sehr reine Getränke. Da ist nichts verschnitten.«

»Dann geben Sie mir ein Glas.«

»Sehr wohl, Madame.«

Isabel de Dijon schaute zu, wie das Edelgetränk aus der Flaschenöffnung in das schlanke Glas perlte. Der Keeper stellte es neben ihren Wodka.

»A la votre«, sagte sie, hob das Glas an, wollte trinken, sah rechts von sich die Bewegung und schaute hin.

In diesem Moment hatten zwei Männer die Hotelbar betreten…

***

Wir wußten sofort, daß die einsame Person an der Bar nur Isabel de Dijon sein konnte. Sie wollte einen Schluck von ihrem Champagner nehmen, ließ das Glas allerdings sinken, als sie sah, wie wir ihr zunickten. »Sie wollen zu mir?« Blitzschnell taxierte sie Suko und mich.

»In der Tat, wenn Sie Isabel de Dijon sind.« Ich hatte sie in ihrer Heimatsprache angeredet.

»Das bin ich in der Tat.«

»Mein Name ist John Sinclair.« Ich stellte auch Suko vor und erklärte, daß wir aus London kamen.

Isabel runzelte die glatte Stirn, als hätte der Name der Stadt so etwas wie Erinnerungen in ihr ausgelöst. »London«, murmelte sie.

»Kann es sein, daß Sie meinetwegen gekommen sind?«

»Das ist richtig.«

Jetzt trank sie. Zu einem Drittel leerte sie das Glas. Wir bestellten Wasser mit Zitrone.

»Es geht um die Hand – oder?«

»Genau.«

Sie drückte die Zigarette aus und lehnte sich etwas zurück. Dabei umschlang sie ihre Knie mit beiden Händen.

»Sagen Sie nur, daß Sie gekommen sind, um die Hand zu stoppen.«

»So ähnlich, Madame.«

Sie lachte etwas unecht, griff zum Glas und trank es zur Hälfte leer. Diesmal war es Wodka gewesen. Ich fürchtete mich ein wenig davor, daß sie die Kontrolle verlieren könnte, schließlich wollten wir noch mit ihr reden.

»Ich frage mich wirklich, wie Sie das anstellen wollen. Sie haben die Hand nicht gesehen. Die ist so groß wie Sie und bestimmt dreimal so stark. Nein, Gentlemen, dagegen kommen Sie nicht an. Die wird sie zermalmen.«

»Können Sie sich vorstellen, Madame, daß es noch andere Methoden gibt, als nur die reine Kraft?«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ganz einfach. Die Hand ist nicht normal. So etwas dürfte es eigentlich nicht geben.«

»Stimmt.«

»Sie ist also ein magisches oder metaphysisches Phänomen«, sagte Suko zu ihr.

»Wenn Sie das so sehen.«

»Wir haben Sie gesehen, wir waren in den Katakomben. Sie befand sich unter der Decke.«

»Da sah ich sie zuerst.«

»Und später?«

»War sie groß«, flüsterte Isabel. »Da stand sie vor der Balkontür und jagte mir den Schrecken ein.«

»Erzählen Sie.«

Isabel überlegte. Sie schaute uns mit einem nicht mehr allzu klaren Blick an. Am liebsten hätte ich ihr die Drinks weggenommen, das wiederum konnte ich nicht, denn sie war erwachsen. »Nun ja«, begann sie. »Ich weiß nicht, ob ich es…«

»Bitte.«

Sie hob die Schultern. »Ist ja auch egal. Also, ich heiße Isabel de Dijon und bin mit der Truppe nach Wien gekommen, um auf dem Stephansplatz die neue Wintermode vorzustellen…«

Dann redete sie. Je länger sie sprach, um so stärker drang ihr Temperament durch. Sie nahm die Hände zu Hilfe, unterstrich Worte und Gesten mit Handbewegungen, nickte ab und zu, trank zwischendurch und berichtete auch von den Anrufen.

»Der letzte erreichte mich vor ungefähr einer halben Stunde, bevor ich hier in die Bar ging.«

»Sie haben die Stimme nicht erkannt?« fragte Suko.

»Nein.«

»Auch kein Gefühl, wer mit Ihnen gesprochen haben könnte?«

»Leider nicht. Überhaupt nicht. Ich habe gegrübelt, ich überlegte hin und her, wer der Anrufer sein könnte, aber ich bin zu keiner Lösung gekommen. Tut mir leid.«

»Es war ein Feind von Ihnen!« stellte ich fest.

»Das kann man wohl sagen.«

»Haben Sie sich Feinde gemacht?«

Sie umfaßte das leere Champagnerglas am Stiel und drehte es in der Hand. »Sagen wir so. Wer hat keine Feinde im Leben? Gerade Menschen, die etwas erreicht oder einen gewissen Bekanntheitsgrad haben, besitzen Feinde. Sie sind Polizisten. Ihnen müßte das doch auch so gehen. Oder irre ich mich?«

»Nein, Sie irren sich nicht, Isabel. Wobei wir die Ehre haben, von Feinden umringt zu sein.«

»Aber darunter befinden sich keine Riesenhände aus Stein.«

»Das nehmen wir an. Dennoch muß es eine Verbindung zwischen Ihnen und dieser Hand geben, die auf einem so unwahrscheinlichen Weg ihre Größe verändern kann. Haben Sie sich nicht selbst gefragt, weshalb gerade Sie von dieser Hand verfolgt werden?«

»Ja – schon, aber ich weiß die Lösung nicht. Das ist es ja. Ich komme damit nicht zurecht.«

»Sie hatten also früher niemals etwas mit steinernen Händen zu tun?«

»Niemals!«

Suko hatte eine Idee. »Wie war es mit Ihrer Familie? Wo stammt sie her? Kann in dieser Herkunft möglicherweise ein Grund liegen?«

Isabel strich durch ihr Haar. Mir fiel auf, daß sie sehr lange Finger besaß. Die Nägel waren blaß lackiert. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich verstehe auch nicht, daß meine Kollegin Romina von der Klaue getötet wurde. Das will mir nicht in den Kopf. Wenn die Hand es doch auf mich abgesehen hat, weshalb tötete sie dann Rornina?«

»Möglicherweise wollte sie nicht, daß Sie der Freundin etwas über die Hand erzählen«, meinte Suko.

Isabel bekam große Augen. »Dann wäre jeder in Gefahr, mit dem ich über das Phänomen rede.«

»Möglich.«

»Das glaube ich Ihnen nicht, Monsieur Sinclair. Stellen Sie sich vor, die Hand würde hier hereinkommen und…«

»Wir haben sie bereits gejagt«, sagte ich.

Isabel saß da wie angewachsen. Sie starrte uns an und schüttelte nachdenklich den Kopf. »Nein, das glaube ich Ihnen nicht. Nein, das

kann nicht wahr sein.«

»Es ist wahr.« Suko weihte das Mannequin ein, das über seine Stirn strich, nickte und mit leiser Stimme sagte: »Jetzt weiß ich auch, was der Anrufer gemeint hat, als er sagte, daß die Hand wieder frei wäre. Nun ist mir alles klar. Sie wird wohl nicht mehr an ihren angestammten Platz zurückkehren – oder?«

»Daran glauben wir auch nicht.«

»Meine Güte.« Sie ballte ihre Hände zu Fäusten. »Lieber Himmel, ich weiß nicht, was das soll? Was habe ich falsch gemacht? Weshalb werde gerade ich gejagt?«

»Darauf eine Antwort zu finden, ist unser Problem. Es muß etwas geben, daß Sie, Isabel, mit der Steinklaue verbindet. Eine andere Möglichkeit kommt für mich nicht in Betracht.«

»Was denn?« rief sie.

»Noch einmal. Woher stammen Sie?«

»Aus Frankreich, aus dem Süden.«

»Nizza, Cannes, St. Tropez?«

»Nein, weiter nördlich. Aus der Gegend von Toulouse.« Als sie sah, wie ich zusammenzuckte, fragte sie sofort nach. »Haben Sie etwas, Monsieur Sinclair?«

»Wieso?«

»Ich meine nur, Sie reagierten etwas ungewöhnlich, als hätten Sie einen Schreck bekommen.«

»Ich habe nur an etwas gedacht. Die Gegend um Toulouse kennen wir nämlich, aber nicht als Urlauber.« Ich dachte an die Templer, an den Ort Alet-les-Bains und an den blinde Abbé Bloch, der dort seine Heimat gefunden hatte, zusammen mit den anderen Getreuen. Sollte es da eine Verbindung geben?

An Sukos Gesicht erkannte ich, daß er sich mit ähnlichen Gedanken beschäftigte. Wir wollten nicht vorgreifen und vor allen Dingen nicht Isabel noch nervöser machen.

»Sind Sie denn zu meinem Schutz nach Wien gekommen?« erkundigte sie sich.

»Auch«, gab ich zu.

»Dann müßten Sie hier auch wohnen und mich auf Schritt und Tritt begleiten.«

»Das könnte so kommen.«

Sie wischte einen Tropfen von der blankpolierten Barplatte weg.

»Was ist, wenn ich nicht will? Ich kann mir noch immer nicht vorstellen, daß es Ihnen gelingt, die Hand zu stoppen. Das ist für mich unmöglich, das will mir nicht in den Kopf.«

»Ich schlage vor, daß wir zunächst einmal abwarten, wie sich die Dinge entwickeln.«

»Und wenn es dann zu spät ist?«

»Bitte, seien Sie nicht zu pessimistisch. Wir wissen jetzt, daß die Hand existiert, und wir sind davon überzeugt, daß wir sie auch fassen können. Außerdem arbeiten wir eng mit Kommissar Walter vom Sicherheitsbüro zusammen. Auch er hat die Hand erlebt und ist sogar von ihr angegriffen worden, er glaubt es.«

Wie auf ein Stichwort hin erschien der Kommissar. Am Eingang zur Bar tauchte er auf, schaute sich kurz um, hob die Hand und kam sehr schnell näher.

Auf seine Wunde hatte er ein großes Pflaster geklebt. Er begrüßte Isabel, die beiden kannten sich ja, dann nahm er neben ihr auf einem Hocker Platz und schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie?« fragte ich.

Walter mußte lachen. »Sie werden es nicht für möglich halten, Kollege, Sie werden staunen, aber ich habe tatsächlich eine Spur gefunden. Ich war in einem der Zentralarchive, habe mir alles über die Katakomben sagen lassen und bin sogar zu einem Ergebnis gekommen. Diese… die Hand hat eine Bedeutung, aber niemand weiß, wie sie da oben an die verdammte Decke gekommen ist.«

»Können Sie genauer werden?«

»Klar, aber erst brauche ich ein Wasser.«

Er bekam es, trank und schaute gegen das blitzsaubere Flaschenregal hinter der Bar. »Also, ich muß etwas ausholen. Sie alle wissen, daß im 17. Jahrhundert die Pest in Wien gewütet hat. Die Spuren sind noch in den Katakomben zu sehen. 1679 ließ Kaiser Leopold der Erste am Graben die Pestsäule errichten, er löste damit ein Gelöbnis ein, und die Pest in Wien wurde damals besiegt. Das nur zur Information. Wie gesagt, man hat, weil auf den Friedhöfen kein Platz mehr war, die Toten in die Schächte geworfen, wo sich die Pestleichen stapelten. Aber nicht immer waren es nur Pesttote, die diesen schrecklichen Weg fanden. Es gab auch welche, die man als unbequeme Gegner loswerden wollte. Und dazu zählte auch der Mann, dessen Hand unter der Decke eines Raumes in den Katakomben zu sehen ist. Man hat ihm die Hand abgehackt und ihn dann lebendig zwischen die Toten geworfen. Ich weiß, es klingt grausam, aber damals waren eben andere Zeiten, obwohl ich dafür kein Verständnis aufbringen kann.«

»All right und weiter?«

»Ich fand den Namen dieses Mannes heraus, aber zunächst suchte ich nach dem Grund für die Tat, und da las ich in alten Akten, daß es hier in Wien auch Templer gegeben hat, die man verfolgte, weil andere Orden sie haßten. Sie kennen die Templer?«

»Und wie«, sagte Suko.

»So, ja?« Er hob die Schultern. »Dann brauche ich darüber nicht weiter zu reden. Dieser Mann muß zu einem der Anführer gehört haben. Wahrscheinlich war er sogar *der* Templer von Wien. Nun ja,

man hackte ihm die rechte Hand ab, dann ereilte ihn das Schicksal.«

»Wie kam die Hand unter die Decke?« fragte Suko. »Und weshalb versteinerte sie.«

»Da kann ich Ihnen nichts zu sagen«, erwiderte der Kommissar.

»Das ist nicht festgehalten worden. Sie sind doch magisch ausgebildet. Ja, das muß durch Magie geschehen sein, meine ich.«

»Die Hand versteinerte und lebt«, sagte ich. »Wobei wir davon ausgehen müssen, daß vom Körper des Templers wohl nichts mehr außer bleichen Gebeinen zurückgeblieben ist.«

»Stimmt.« Kommissar Walter nickte, bevor er grinste. »Aber ich habe noch mehr gelesen. Dieser Templer muß Schlimmes getan haben. Er hat Menschen gesegnet.«

Da lachte Isabel auf. »Was ist daran schlimm?«

Walter bedachte sie mit einem vorwurfsvollen Blick. »Das kann ich Ihnen sagen. Er segnete sie nämlich im Namen des Teufels oder Baphomets. Ist der Name richtig ausgesprochen?«

»Korrekt!« flüsterte ich.

»Das war zuviel, deshalb bestrafte man ihn.« Der Kommissar trank ein Glas leer und schüttelte sich, als das Wasser in seine Kehle perlte.

Suko stellte eine sehr entscheidende Frage. »Sagen Sie. Kommissar, hatte dieser Templer auch einen Namen?«

Werner Walter nickte heftig. »Fast hätte ich es vergessen. Und ob der einen Namen hatte.« Bevor er ihn bekanntgab, schaute er Isabel fest in die Augen. »Er hieß Hercule de Dijon…«

***

Wir saßen da und rührten uns nicht, aber Isabel sah jetzt drei Augenpaare auf sich gerichtet, und ihr Gesicht verlor intervallweise an Farbe, bis es totenbleich war.

»Was sagen Sie da, Kommissar?«

»Hercule de Dijon.«

Sie schloß für einen Moment die Augen, bewegte die Lippen, ohne daß sie sprach, schüttelte den Kopf, wischte über ihre Stirn, bewegte die Augenlider und griff mit fahrigen Bewegungen zu einer neuen Zigarette, wobei ihr der Keeper Feuer gab. Hastig stieß sie Rauchwolken aus, schaute ihnen nach und fragte mit leiser Stimme: »Sie haben sich nicht verhört, Kommissar?«

»Nein.«

Sie nickte, dann drehte sie sich, um uns ansehen zu können. »Der Name«, sagte sie leise. »Ich… ich weiß jetzt Bescheid. Ich bin eine de Dijon. Dann muß dieser Hercule ein Ahnherr von mir gewesen sein, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Das denken wir auch«, sagte ich.

»Und jetzt will er mich oder vielmehr will seine verfluchte Steinklaue

mich töten. Warum?« hauchte sie, um dann lauter zu sprechen. »Warum denn, verflucht noch mal? Weshalb soll ich getötet werden? Ich begreife das alles nicht. Ich bin… ich bin … sagen Sie mir doch etwas. Sie sind Polizisten, zum Henker.«

»Leider nicht allwissend«, bemerkte Suko.

Isabel schluchzte auf und löschte die Glut ihrer Zigarette im Aschenbecher. »Ja, das weiß ich. Sie sind nicht allwissend, das ist keiner von uns. Aber wir können nachdenken. Wir können genau nachdenken und werden es herausfinden, nehme ich an.«

»Kann sein.«

Ich hatte die Antwort nicht gegeben, der Kommissar wollte ihr den Mut nicht nehmen. Meine Gedanken drehten sich um den Namen de Dijon und natürlich um die Templer. Hercule war ein Templer gewesen, aber einer, der auf Baphomets Seite gestanden und die entsprechenden Rituale durchgeführt hatte. Dabei war er aufgefallen, man hatte ihn schrecklich bestraft, jetzt wollte er sich rächen.

Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als Isabel de Dijon nach Wien gekommen war. Sie, ihr Ahnherr und die Templer bildeten das Dreieck, für das wir noch die Seiten finden mußten, um es zusammensetzen zu können.

Und noch ein Punkt kam hinzu. Jemand hatte Isabel mit Telefonanrufen traktiert. Einer, der mit der Hand unter einer Decke steckte, der sie möglicherweise führte?

Meine Überlegungen blieben immer an den Templern hängen, und ich wandte mich an den Kommissar. »Sagen Sie, Herr Walter, gibt es hier in der Stadt Templer?«

»Na, Sie können fragen.«

»Nicht grundlos.«

»Das weiß ich ja.« Er schaute auf Isabels Rücken, die vornübergebeugt an der Bar saß und ihre Stirn gegen den Handrücken gepreßt hielt, wobei sie leise, für uns unverständliche Worte murmelte. »So genau kann ich Ihnen das nicht sagen, da müßte ich mich erst erkundigen.«

»Dauert das lange?« fragte Suko.

»Bestimmt nicht, das könnte ich jetzt in Angriff nehmen.«

»Dann tun Sie es bitte.«

Der Kommissar rutschte vom Hocker und ging ans Ende der Bar, wo er ungestört telefonieren konnte.

»Templer in Wien«, murmelte Suko. »Möglich wäre das schon.«

»Klar«, stimmte ich ihm zu. »Besonders in einer Stadt wie dieser.«

»Warum?« fragte Isabel.

»Denken Sie an die Geschichte Wiens. Sie war schon immer sehr wechselvoll. Manche sagen noch heute, daß hinter Wien der Balkan beginnt. Hier hat sich immer viel versammelt. Schließlich war

Österreich einmal ein Vielvölkerstaat.«

»Und als tolerant angesehen«, murmelte Isabel, drückte ihren Oberkörper und verschränkte beide Hände hinter den Nacken. »Wie habe ich mich auf Wien gefreut, und jetzt muß ich dieses Grauen erleben. Ich kann es nicht fassen.«

»Und ich möchte wissen«, sagte Suko, »wo sich die verdammte Hand versteckt hält.«

»Vielleicht bei den Templern.«

»Du gehst also davon aus, daß sie hier in der Stadt existieren, Baphomets Diener.«

»Ich rechne zumindest sehr stark damit.«

»Da bin ich mal gespannt.«

Mein Blick glitt zum Ende der Bar hinüber, wo der Kommissar noch immer telefonierte. Seinem Gesicht war nicht abzulesen, welche Nachrichten er bekommen hatte. Es blieb glatt und ausdruckslos. Vier Männer betraten die Bar, zwei davon waren Araber. Sie nahmen an einem der runden Tische Platz, wo sofort eine angeregte Unterhaltung begann.

Endlich legte Walter auf. Gespannt schauten wir ihm entgegen, als er sich zwischen uns stellte, die Schultern hob und dann sagte: »Es sieht nicht gut aus.«

»Wie schlecht denn?«

»Ich habe meine Beziehungen spielen lassen, zwei Bekannte angerufen, die sich in der Historie auskennen. Sie wußten von den Templern, aber sie glauben nicht daran, daß sich hier in Wien wieder welche zusammengefunden haben. Und den Orden gibt es noch heute?«

»Ja.«

»Dann käme eventuell nur eine Möglichkeit in Betracht. Wie Sie wissen, ist Wien reich an Kirchen jeglicher Art, und wußten Sie, daß es in der Kärntner Straße eine Kirche gibt, die eingeklemmt zwischen Hausfassaden steht?«

»Nein – welche?«

»Nahe der Johannesgasse. Auf der Kärntner Straße gibt es noch die Malteser Kirche. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, obwohl selbst ich weiß, daß Malteser und Templer zwei verschiedene Paar Schuhe sind.«

Suko und ich schauten uns an. Mein Freund hob die Schultern und erwiderte zu Walter gewandt. »So verschieden sind die Schuhe nicht, mein Lieber. Auf der Insel Malta hat es auch die Templer gegeben. Dort vermischen sich beide Kulturen. Malteser und Templer. Also wäre die Kirche möglicherweise eine Spur.«

Der Kommissar schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir einfach nicht vorstellen.«

»Es kommt auf einen Versuch an«, sagte ich.

»Versuch oder Besuch?«

»Beides.«

Walter lachte. »Wir brauchen nur einige Schritte zu gehen, dann sind wir am Ziel.«

Isabel de Dijon rutschte von ihrem Hocker. »Kann ich mitgehen?« fragte sie mit etwas schwerer Stimme. Auch hatte sie leichte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht.

Ich war dagegen. »Nein. Sie sind hier im Hotel besser aufgehoben.«

Laut lachte sie mich aus. »Besser aufgehoben oder sicherer, meinen Sie? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein. Nein, das glaube ich einfach nicht. Keine Mauer hat mich hier vor der verdammten Hand geschützt. Ich glaube es einfach nicht.«

»Sie haben getrunken!« hielt ich ihr entgegen.

»Na und?«

Ich blieb hart. »Wir kommen zurück, Isabel. Legen Sie sich solange nieder.«

Sie schmollte zwar, das interessierte mich nicht. Wir hatten unseren Job zu tun, alles andere störte nur.

Ich zahlte die Getränke und bekam mit, daß sich Isabel noch ein Glas bestellte. Diesmal war es frisch gepreßter Tomatensaft…

***

In den Augen des Mannes standen Tränen. Er war nicht mehr in der Lage, sie zurückzuhalten. Das Wasser bekam immer mehr Nachschub und strömte in langen Bahnen an seinen bleichen Wangen entlang, denn der Prior mußte mit ansehen, wie das Grauen bei ihm eingekehrt war und brutal zugeschlagen hatte.

Der Raum lag an der Rückseite der Kirche. Hier zog man sich um, hier trafen sich auch die Malteser zu einem Gespräch, aber nie hatte das Böse Einzug gehalten so wie jetzt.

Der Mann hatte sich in den hintersten Winkel verzogen, hockte am Boden wie ein Zwerg, zusammengekrümmt, den Blick nur leicht erhoben und sah vor sich ein gewaltiges Gebilde, das sich zu einer Riesenhand entwickelt hatte.

Angefangen hatte es vor ungefähr zehn Minuten. Der Prior war damit beschäftigt gewesen, in einem alten Buch zu blättern, das restauriert werden sollte, als es klopfte.

Wer diese Tür fand, der mußte sich schon sehr gut auskennen, also rechnete der Prior damit, daß einer seiner Brüder Einlaß begehrte. Er öffnete und hatte den Schreck seines Lebens bekommen.

Eine Hand hatte geklopft!

Nur eine Hand, ohne Arm, ohne Körper. Eine Hand aus Stein.

Der Prior stand unbeweglich. Er hatte nicht gewußt, was er machen

sollte, aber die Hand wußte es. Sie hatte sich trotz ihrer Starre blitzschnell zu einer Faust geballt und ihn getroffen.

Sein Magen schien in die Luft geflogen zu sein, als ihn der Hammer erwischte, und der Schlag ihn quer durch den Raum bis gegen die Wand getrieben hatte, wo er zusammengesackt war.

Der Prior war älter als sechzig, gehörte nicht mehr zu den Jüngsten, das machte sich auch körperlich bemerkbar. Auch ein anderer hätte den Treffer nicht so leicht weggesteckt, und so hatte er zu kämpfen, hockte auf dem Boden, überwand die Schmerzen und sah mit an, was mit der Hand geschehen war.

Die Steinklaue war gewachsen.

Zunächst war sie zu Boden geglitten und hatte sich auf den Stumpf gestellt.

Dann war sie größer geworden, hatte sich gedehnt und gestreckt.

Ein Krachen und Knacken war an seine Ohren gedrungen, unangenehme Geräusche, und der Prior hatte gehofft, daß die Spannung so groß werden würde, um die Klaue zu brechen.

Ein Irrtum, denn die Klaue war so groß geworden, daß sie den oberen Rand der Tür erreichte.

Ein unheimlicher Vorgang, den sich der Prior nicht erklären konnte. Obwohl er sie genau kannte, konnte er nicht vermeiden, daß sein Blick immer wieder an dieser riesigen Steinklaue entlangglitt, denn er wollte jedes Detail aufnehmen.

Die Hand besaß einen weißgrauen Farbton. Aber auf der Innenseite waren an der Fläche und den Fingern Falten und Linien zu sehen, was ihr wiederum das Aussehen einer gewissen Normalität gab.

Der Prior wußte nicht, was er davon halten sollte. Er durchlebte furchtbare Minuten, und er rechnete sogar damit, irgendwann in den Tod zu rutschen.

Weshalb war sie erschienen?

Die Wirkung des Schlages hatte nachgelassen. Zwar fühlte er sich nicht normal, aber es ging ihm wieder besser, und er brauchte sich nicht unbedingt auf die Schmerzen in seinem Leib zu konzentrieren.

Noch rührte sich die Hand nicht, das jedoch änderte sich. Ein Zittern durchlief den Stein. Zunächst glaubte er, daß die Klaue sich selbst sprengen würde, dies wiederum geschah nicht. Über die Innenfläche, vielleicht auch innerhalb des Gesteins entstand eine schemenhafte, nebelartige Bewegung.

Der Prior konnte sich durch allein körperliche Kraft nicht gegen dieses Monstrum wehren. Mit zitternden Fingern faßte er dorthin, wo außen auf der Brust seiner schwarzen Jacke das Prior-Kreuz hing. Es zeigte das Malteser-Kreuz in weißer Emaille, die vier Löwen in den Zwischenräumen der oben eingewinkelten Dreiecke und die goldene Krone darüber, mit dem normalen Kreuz und einem Ring auf der

gebogenen Kronenmitte.
Es war das Kreuz des Priors. Nur er durfte es tragen, er hatte es von seinem Vorgänger übernommen und all sein Vertrauen darin gesetzt. Doch nun wußte er nicht mehr weiter. Die Hand war einfach zu schrecklich. Er konnte nicht sagen, was sie vorhatte, zudem gelang es auch nicht, sich auf irgendwelche Abwehrkräfte zu konzentrieren, denn in der Handfläche zeigte sich plötzlich eine Gestalt.
Ein Geist…
Der Prior hielt den Atem an. Seine Augen weiteten sich vor Schreck. Über die dünnen Lippen drang der Atem wie ein leises Flüstern, und er konnte seinen Blick nicht von der Gestalt lösen.
Obwohl sie innerhalb der steinernen Klaue steckte, konnte er sie ziemlich deutlich erkennen. Es war ein Mann, und er trug eine sehr alte Kleidung, wie man sie möglicherweise im Spätmittelalter getragen hatte. Einen längeren Mantel, auf dem Kopf einen flachen Hut, enge Beinkleider und ein schillerndes Oberteil, was schon den Vergleich mit einem Kettenhemd aushielt. Den linken Arm hatte er vorgestreckt, den rechten sah der Prior nicht, denn die geisterhafte Gestalt verbarg ihn hinter seinem Rücken.
Das Gesicht wirkte bleich trotz des dunklen Bartes, der die Wangen umwucherte. Bisher hatte sich die Geistgestalt in der Handfläche nicht bewegt, das aber änderte sich, denn seine rechte Schulter zuckte. Gleichzeitig sorgte er mit einer Drehbewegung dafür, daß dieser Arm vor den Körper gedrückt wurde.
Nur aus dem linken Mantelärmel schaute die Hand, nicht aber aus dem rechten.
Und den zog die Gestalt leicht zurück, sie schob ihn nach oben, damit der Prior erkennen konnte, daß sich darin keine Hand befand, sondern nur mehr der Armstumpf.
Trotz der Furcht dachte der Prior realistisch. Die Hand, die dem rechten Arm fehlte, die sah er ebenfalls um einiges vergrößert. Sie war es, die vor ihm stand und die Gestalt umhüllte.
Reden konnte er nicht, er wartete darauf, daß der andere etwas tat, und er wartete nicht vergebens, denn aus der Handfläche drang ihm das scharfe Flüstern einer Stimme entgegen.
»Ich bin wieder da.«
Der Prior schwieg, denn er konnte mit diesen Worten überhaupt nichts anfangen.
»Hast du nicht gehört? Ich bin wieder da!«
»Ja – sicher.«
»Mehr sagst du nicht?«
»Was sollte ich denn?«
»Erinnerst du dich nicht. Denke zurück, Jahrhunderte Prior. Lange Jahrhunderte.«

»Da habe ich nicht gelebt.«

»Ich weiß«, erwiderte die geisterhafte Gestalt in der Handfläche.

»Halte mich nicht für dumm. Aber du bist der Prior, du wirst die Geschichte kennen, nicht wahr?«

»Welche?«

»Die deines Ordens.«

»Ja, die kenne ich.«

»Dann weißt du auch über Wien Bescheid, über die Zeit der Pest, des großen Grauens, wo unzählige Menschen einfach in die Gräber geworfen wurden.«

»Davon habe ich gehört.«

»Es war eine sehr schlimme Zeit!« drang die dünne Stimme durch den Raum, »eine sehr, sehr schlimme. Die Verantwortlichen haben keine Rücksicht genommen. Sie töteten auch die, die ihnen unbequem waren, das wirst du ebenfalls gelesen haben.«

»Es war nicht nur hier.«

»Da hast du recht. Nur verzeihe ich es deinen Brüdern nicht, daß sie ebenfalls töteten. Sie haben nicht unterschieden, sie waren brutal, sie waren grauenhaft. Und sie haben die Templer gehaßt!«

Der Prior wußte selbst nicht, woher er den Mut zum Widerspruch nahm. »Das ist eine Lüge. Die beiden Orden haben sich nie gehaßt. Nicht hier und nicht auf der Insel Malta.«

»Doch!«

»Erkläre es mir.«

»Deshalb bin ich zurückgekehrt«, flüsterte der Geist innerhalb der Handfläche. »Genau deshalb. Denn es waren Malteser, die mich, Hercule de Dijon bestraften, mir die Hand abhackten und mich lebend in eine der verdammten Pestgruben schleuderten. Hast du gehört, was sie mit mir taten? Sie hackten mir die rechte Hand ab und schleuderten mich lebend in eine Pestgrube, wo mein Körper verweste, bis nur mehr die bleichen Knochen zu sehen waren. Aber sie haben nicht mit meiner Kraft gerechnet und nicht damit, daß ich zurückkehren würde, denn meinen Geist konnten sie nicht vernichten. Er war in der Hand gelangen, die sie mir nahmen, und du siehst ihn jetzt vor dir. Ich bin ein Geist, aber ich werde befreit, das kann ich dir versprechen.«

Der Prior hatte in den vergangenen Sekunden viel gehört, das er zunächst einmal verdauen mußte. Vor allen Dingen dachte er über die Sätze des Templers nach, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt hatten. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß Malteser und Templer Feinde bis in den Tod gewesen waren.

»Du glaubst mir nicht?« höhnte der Geist.

»Ich… ich weiß es nicht genau, tut mir leid. Templer und Malteser, sie haben sich nicht …«

»Doch, sie haben. Ich, Hercule de Dijon bin dafür das beste Beispiel, mein Freund.«

»Warum denn?«

Da lachte die unheimliche und durchscheinende Gestalt. »Vielleicht deshalb, weil ich einen anderen Weg gegangen bin und Menschen zu demjenigen hinziehen wollte, dem ich diente.«

Der Prior runzelte die Stirn, wobei sich seine Augenbrauen heftig bewegten. »Du hast nicht dem Allmächtigen…«

»Nein, nein, nein! Ich habe mich auf die andere Seite geschlagen.«

Seine Stimme nahm trotz des Flüsterns einen lauernden Klang an.

»Kennst du Baphomet? Hast du von ihm schon gehört?«

Der Prior überlegte. »Ich glaube…«

»Er ist ein Teil des Teufels. Er ist der mit den Karfunkelaugen und dem langen Ziegenbart. Nicht alle Templer haben seine Macht erkannt, nur einige von uns. Aber wir haben zusammengehalten, das kann ich dir schwören, das verspreche ich dir sogar. Damals schon und auch in der heutigen Zeit sind wir noch miteinander verbunden. Baphomet ist unser Herr, wir dienen ihm, und er hat nichts von seiner Faszination verloren, aber das wollten deine Vorfahren, die edlen Malteser nicht wahrhaben. Sie fingen an, mich zu verfolgen, denn ich schwor viele Menschen auf ihn ein. Irgendwann erwischten sie mich auch, und sie bestraften mich grausam. Sie hackten mir den Arm ab, warfen mich zu den Toten in die Pestgrube, wo ich verblutete und verweste. Aber die Hand, die haben sie nicht bekommen, sie war dem Teufel geweiht, und sie hat ihren Platz gefunden. In den Katakomben hat sie all die Jahrhunderte gewartet, bis jemand in die Stadt kam, der sehr wichtig für mich war. Seine Anwesenheit konnte die Starre lösen, machte mich frei, und ich werde anfangen, mit euch, den Maltesern, abzurechnen, denn vergessen hatte ich nichts, gar nichts. Im Gegenteil, ich lernte dazu und die Magie Baphomets beherrschen. Schau dir die Hand an, sieh, wie sie gewachsen ist. Na, ist sie nicht wunderbar, diese herrliche Hand, die schon getötet hat? Wenn du genau hinschaust, kannst du noch das eingetrocknete Blut erkennen, denn ich habe bereits damit begonnen, eine Spur des Schreckens zu legen.«

Der Prior war entsetzt. Mit allem hatte er gerechnet, nicht aber mit dieser Erklärung, die er akzeptieren mußte, denn welchen Grund sollte dieser Geist sonst gehabt haben, ihn töten zu wollen?

Was konnte er tun?

Ohne seine Haltung zu verändern, glitt der Blick durch den Raum, der am hinteren Teil der Kirche lag und zum Hof hinführte. Er schaute gegen das kleine Fenster, gerade groß genug, um einen Menschen durchlassen zu können.

Es lag ziemlich hoch und wirkte wie ein grauer Ausschnitt in der

ansonsten blassen Wand.

Der Schreibtisch stand unter den anderen Fenstern, damit genügend Licht auf ihn fiel. Dort lag aufgeschlagen das Buch, in dem der Prior gelesen hatte.

Er sah die Stühle im Hintergrund und auch die schmalen Tische, alle sorgfältig aufgebaut.

Der Geist des Hercule de Dijon hatte die Gedanken des Priors genau gespürt. »Nein«, hauchte es aus der Handfläche. »Nein, du schaffst es nicht, mir zu entkommen. Das ist unmöglich. Ich bin trotz meines Todes erstarkt, ich bin im Laufe der langen Zeit mächtig geworden, und ich habe mich nicht geirrt, als ich auf Baphomet setzte und dafür sorgte, daß ihm neue Diener zugeführt wurden. Das alles mußt du wissen, bevor ich mit dir den Anfang mache. Ich werde dich vernichten, die anderen werden folgen. Die Rache der Templer hat auch nach Jahrhunderten noch Bestand, so war es vorgesehen, so wird es sein.«

Der Prior überlegte, wie der Baphomet-Templer es wohl anstellen wollte, ihn umzubringen. Würde sein Geist die Hand verlassen und…?

Nein, er blieb, aber die Riesenhand bewegte sich. Sie stand mit dem Stumpf auf dem Boden. Als sie sich auf den Prior zuschob, entstand ein widerliches, kratzendes Geräusch, als wollte sie den Stein einfach aufreißen.

Und sie kam näher…

Der Malteser fand nichts, womit er sie hätte aufhalten können.

Ihm standen nur die bloßen Fäuste zur Verfügung, aber gegen Stein zu schlagen? Das brachte nichts, das hatte keinen Sinn.

Die Riesenhand schob sich weiter vor. Noch immer berührte sie dabei den Boden und kratzte über die Steinquadrate hinweg, die den Grund bedeckten.

Sie schimmerten in einer hellen Farbe, eine Mischung zwischen Gelb und Beige. Die Hand hinterließ lange Kratzer.

Er stellte fest, daß er noch immer auf dem Boden hockte. Eine sehr ungünstige Position, die seine Lage noch mehr verschlechterte. An den Handflächen hatte sich Schweiß gesammelt. Er hörte sich selbst überlaut atmen und spürte auch wieder die Schmerzen im Leib, wo ihn die kleine Steinfaust getroffen hatte.

Mit der rechten Hand stützte er sich am Boden ab. Schwerfällig stemmte er sich in die Höhe. Das lange Sitzen hatte dem Kreislauf nicht gutgetan. Als er jetzt stand, spürte er den Schwindel und merkte, daß er wacklig auf den Beinen war.

Leicht schwankte er.

Die Hand hatte bereits die Hälfte der Strecke zwischen ihr und ihm hinter sich gebracht. Das Gesicht der geisterhaften Erscheinung bewegte sich; der Mund grinste grausam.

Der Prior schaute hoch und ließ seinen Blick über die Fingerkuppen schweifen.

Sie zitterten und knickten nach vorn hin weg, als wären sie dabei, sich zur Klaue zu krümmen.

Diese Bewegung warnte ihn und gab ihm gleichzeitig bekannt, wie er umgebracht werden sollte.

Zerquetscht durch die Hand!

Der Mund des Priors zitterte, als er die Worte hastig hervorstieß.

»Bitte… bitte … ich kann nicht …«

»Keine Gnade, Malteser. Deine Vorfahren haben sie damals auch nicht gekannt.«

Der Prior wußte Bescheid. Er duckte sich. Es sah so aus, als wollte er auf die Hand zuspringen.

Er sprang auch, nur nicht direkt auf sein Ziel zu, sondern in die Richtung, wo der Schreibtisch stand und auch ein Stuhl. Es war lächerlich, er wollte es trotzdem versuchen, riß den Stuhl an sich, hob ihn hoch und schleuderte ihn schwungvoll herum, wobei er auf die hochaufgerichtete Steinklaue zielte.

Der Prior traf, er konnte überhaupt nicht vorbeischlagen, hörte den Aufprall und sah mit Schrecken, daß der Stuhl an seinen Beinen einfach zersplitterte.

Zwei Beine brachen in der Mitte durch. Wie in einer Zeitlupe sah der Prior das Holz zur Seite fliegen, holte abermals aus, schlug wieder zu, erlebte den gleichen Mißerfolg und bekam gleichzeitig mit, wie der Zeigefinger zur Seite schwenkte, sich krümmte und blitzschnell in seine Richtung stieß.

Entwischen konnte der Prior nicht.

Der Zeigefinger tippte ihn nur an, mehr war es für ihn nicht. Doch die Berührung traf ihn wie ein Keulenschlag. Die Luft war ihm geraubt worden. Wenn er atmete, war nur mehr ein Röcheln zu hören.

Er sah die Hand wie einen Kreisel, so rasch bewegte sie sich vor ihm, dann spürte er den Schlag am Hinterkopf, als er gegen eine der Wände prallte.

Es wunderte ihn, daß er sich noch auf den Beinen halten und nach vorn schauen konnte.

Dort kam sie.

Noch immer schleifte der Stumpf mit häßlich, kratzigen Geräuschen über den. Steinboden. Es hörte sich für ihn an wie eine schrille Todesmelodie, die ihn ins Jenseits begleiten sollte. Die Reste des Stuhl rutschten aus seiner Faust. Er bemerkte es kaum, denn seine Blicke waren einzig und allein auf die Klaue gerichtet.

Sie war fast da!

Er verdrehte die Augen. Hoch überragte sie ihn, schon zur Hälfte gekrümmt und bereit, auf ihn niederzufallen und brutal zuzugreifen.

Seine Arme drückte der Prior hoch. Er wollte in seiner Verzweiflung ein Gebet sprechen, ihm fiel kein Text ein.

Dann war die Klaue direkt über ihm und fiel herab wie ein schweres Dach. Er konnte das Grauen noch um wenige Sekunden verzögern, indem er auf die Knie fiel, aber er schaffte es nicht mehr, davonzukriechen.

Da war sie schneller.

Der Druck nahm zu, und er hörte gleichzeitig die Stimme. »Das ist die Rache der Templer, Prior. Das ist sie, und du wirst keine Chance haben, ihr zu entgehen.«

Nach diesen Worten schloß sie die Gigantenklaue zur Faust und drückte zu.

Der Schrei des Priors erstickte in einem Gurgeln. Die fürchterlichen Schmerzen bekam er glücklicherweise nicht mit, da war die gnädige Ohnmacht schneller…

***

Sonne, Hitze, Trubel, Menschen, zahlreiche Stimmen, dazwischen das Hupen der Autofahrer, Geschäfte, Schaufenster mit exquisiten Waren, Lokale, Cafés, die ihre Stühle und Tische auf die Kärntner Straße gestellt hatten, um die zahlreichen Gäste schlucken zu können, all das lag hinter uns, als wäre es nicht wahr gewesen, denn wir standen dicht hinter der Eingangstür der Malteser-Kirche.

Kommissar Walter hatte sie hinter uns geschlossen und damit für eine Oase der Ruhe gesorgt.

Keiner von uns sprach. Wir waren zunächst beeindruckt von der Stille, die im krassen Gegensatz zum Trubel auch innerhalb des Stephansdoms stand und einem Gläubigen leider kaum die Chance ließ, ein Gebet zu sprechen.

Nichts war davon zu spüren in einer Kirche, die zentral liegt und trotzdem vergessen worden war.

Sie war auch nicht sehr groß. Der übliche Mittelgang teilte die beiden Bankreihen, durch die Fenster hinter dem breiten Altar sickerte Licht, das nicht den gesamten Kirchenraum ausfüllte.

Ich ließ meinen Blick kreisen. Rechts von mir an der Wand entdeckte ich die Statue des heiligen Johannes, denn ihn sahen die Malteser als ihren Ordensgründer an.

Natürlich war auch überall das Malteser-Kreuz vertreten, das sich aus vier Dreiecken zusammensetzte, die mit ihren spitzen Seiten aufeinander zuliefen.

Blumen schmückten den Altar. Kerzen gaben ein geheimnisvolles Licht ab, das auch bis hoch gegen die Decke fiel und die dort befindlichen Gemälde beleuchtete.

Langsam ging ich vor und blieb im Gang stehen. Hinter mir hörte

ich, wie sich Kommissar Walter räusperte. Dann kam er zu mir. Seine Schritte hinterließen leise Echos.

»Na, Sinclair, was sagen Sie?«

»Noch nichts.«

»Das habe ich mir gedacht. Ob Sie hier tatsächlich eine Spur finden werden, ist fraglich.«

»Wo hätten Sie denn angefangen?«

»Das ist eine gute Frage, auf die ich Ihnen keine Antwort geben kann. Sorry.«

»Das sehe ich auch so.«

Ich ging weiter und erkannte erst jetzt die gesamte Pracht des Altars. Er war wunderbar, ich konnte nur staunen und nahm den Geruch der frischen Sommerblumen wahr, die als Schmuck auf der breiten Platte ihre Plätze gefunden hatten.

Spuren, daß die gewaltige Monsterhand hier gewütet hatte, entdeckten wir nicht. Diese Kirche wirkte verlassen, aber nicht vergessen, denn vieles deutete daraufhin, daß sie noch für Messen benutzt wurde. Ich hatte mein Kreuz nicht mehr vor der Brust hängen, sondern es in die Tasche gesteckt, in die ich jetzt auch die rechte Hand hineingleiten ließ und die Faust sich um den Talisman schloß.

Keine Wärme, die es abgab, keine Warnung von dem Bösen oder Unheimlichen.

Vor dem Altar blieb ich stehen. Er lag etwas erhöht. Zu ihm führten mehrere Stufen hoch. Damit er nicht betreten werden sollte, war eine rote Kordel gespannt worden, über die wir hinwegschauten.

Der Kommissar schüttelte den Kopf.

»Haben Sie was?«

»Ja. Ich bin der Ansicht, daß wir einer falschen Spur hinterher rennen, Kollege.«

Ich hob die Schultern.

»Sie nicht?«

»Malteser und Templer, Kommissar, zwischen den beiden existiert eine Verbindung, darauf können Sie sich verlassen.«

»Und davon sind Sie überzeugt?«

Walter war sauer. »Wir hätten lieber im Hotel bleiben und die Zeugin beschützen sollen. Ich kann mir nämlich sehr gut vorstellen, daß es die verfluchte Hand noch einmal bei ihr versuchen wird. Sie ist der rote Faden.«

»Das glaube ich auch, rechne allerdings nicht damit, daß sich Isabel de Dijon in Lebensgefahr befindet, sonst hatte die Klaue schon längst zugeschlagen.«

»Machen Sie es sich da nicht zu einfach.«

»Nein, Kollege, überhaupt nicht. Ich gebe zu, daß ich von Erfahrungswerten ausgehe…«

»Die habe ich auch.«

Ich lächelte kantig, als ich ihn anschaute. »Sollen wir uns hier streiten?«

»Tut mir leid, aber mir ist der Fall an die Nieren gegangen. Vielleicht reagiere ich übernervös, doch so etwas habe ich noch nicht erlebt. Da kann ich nicht hingreifen, nicht zupacken, weil ich einfach keinen Gegner sehe, wie sonst.«

»Das ist oft unser Problem.« Mir fiel auf, daß Suko verschwunden war. Ich fragte den Kommissar nach ihm.

»Nein, den habe ich auch nicht gesehen.«

»Seltsam.«

Da kam er schon. Er hatte sich dort umgesehen, wo es innerhalb des Kirchenschiffs einen dunklen Ort gab, und zwar an der Seite.

Die Bilder eines Kreuzwegs tauchten dort schemenhaft an der helleren Wand im Hintergrund auf.

Er kam zu uns.

»Was entdeckt?« fragte ich.

»Nein oder ja. Eine kleine Tür, die ich allerdings nicht geöffnet habe. Ich nehme an, daß sie in eine Sakristei führt.«

»Wollen Sie sich dort auch umschauen?« fragte der Kommissar.

»Was kann da schon sein?«

»Werden wir festgestellt haben, wenn wir den Raum besichtigen.«

Ich folgte Suko der parallel zum Altar ging.

Die Tür war wirklich nur bei genauerem Hinsehen zu erkennen.

Sie kam mir schmaler vor als eine normale, auch wenn sie sich in der Höhe nicht von anderen unterschied.

Es glich beinahe einer Automatik, daß ich mit der rechten Hand mein in der Tasche steckendes Kreuz umfaßte und plötzlich merkte, wie es sich erwärmte.

Nur Suko hatte mein Zusammenzucken gesehen, schaute mich an und stellte mit den Augen die Frage.

Akustisch gab ich die Antwort. »Es hat sich erwärmt.«

»Was?« fragte der Kommissar.

»Mein Kreuz.« Ich deutete auf die Tür. »Gehen Sie davon aus, Kommissar, daß wir in dem Raum dahinter etwas entdecken werden, was uns möglicherweise nicht gefallen wird?«

Er wollte die Tür aufreißen, ich schleuderte ihn fest zurück. »Nicht so hastig, oder sind Sie lebensmüde?«

»Auf keinen Fall.«

Suko wartete, denn er kannte die Regeln. Ich hielt das Kreuz offen in der Hand, sah auch das leichte Flimmern, berührte die Klinke und öffnete die Tür mit einem Ruck.

Da war der Schatten – und drosch zu!

***

Es war die verfluchte Klaue. Wir sahen sie zwar für einen Moment als Schatten, aber sie kam mit der Wucht eines mächtigen Geschosses, quer und hochkant.

Sie hätte uns trotzdem erwischt, zumindest mich, weil ich am nächsten stand. Mit einem gewaltigen Sprung nach hinten rettete ich mich, prallte auf den harten Boden, stieß zu fest mit dem Hinterkopf auf und sah zunächst einmal Sterne.

In das Blitzen vor meinen Augen mischte sich der Schrei des Kommissars.

Was geschehen war, konnte ich nicht sehen, aber Suko hatte es mitbekommen. Ihm war eine ähnlich schnelle Reaktion gelungen wie mir, nur hatte er noch beim Fallen den Kommissar mit einem Tritt erwischt und ihn von der Tür weggestoßen.

Die Pestklaue, welche Kraft sie auch immer führte, war mit allen Wassern gewaschen. In der Malteser-Kirche, wo sie den nötigen Platz hatte, breitete sie sich aus, kippte gleichzeitig nach vorn weg und drehte sich leicht.

Der abgespreizte »kleine« Finger erwischte den unglücklichen Kommissar Walter. Der Treffer war so wuchtig, daß er den Kommissar in die Höhe hob und weiterschleuderte bis gegen die Bankreihen, in die er hineinkrachte. Sein Schrei erstarb.

Suko rollte über den Boden. So versuchte er, der Killerklaue zu entkommen, deren Finger sich bewegten und immer länger zu werden schienen. Die Wand hielt den Chinesen auf. Er riß die Beretta hervor, wollte auf das gewaltige Ziel anlegen, als sich die Pestklaue noch einmal drehte und dabei eine Sitzbank zertrümmerte, deren Teile sie in Sukos Richtung schleuderte. Der Inspektor zog den Kopf ein, riß die Arme noch als Deckung hoch und wurde trotzdem erwischt. Irgendein langes, hartes Teil knallte gegen seine Arme.

Inzwischen stand auch ich wieder auf den Beinen. Zwar noch wacklig, jedoch bereit, mich der Hand zu stellen.

Das brauchte ich nicht mehr. Sie raste bereits in Richtung Ausgang, wobei die Tür kein Hindernis darstellte. Ob Mauer, ob Tür, das war zu schaffen, aber als Faust, denn die Klaue zog sich gedankenschnell zusammen und rammte dagegen.

Das Krachen und Splittern toste durch das Kirchenschiff. Ich hatte mich unwillkürlich geduckt, aber keine Fetzen flogen in unsere Richtung, die landeten draußen auf der Kärntner Straße, von der aus Sonnenlicht durch die Öffnung flutete, zugleich mit den Schreien der entsetzten Passanten, die jetzt ebenfalls die Klaue sahen.

Sie konnte sich nicht mehr verstecken, das war vorbei. Da ich nach vorn schaute und mein Blick auch durch die Lücke fiel, sah ich, wie die Menschen auseinanderströmten. Die Hand war nur mehr ein Schatten, der in der breiten Straße den Bogen früh genug bekam und

mit einer hohen Geschwindigkeit dem blauen Himmel entgegenstrebte.

Ich startete wie ein Sprinter. Auf dem glatten Boden kam ich noch ins Rutschen, was mich nicht weiter kümmerte, und ich nahm den gleichen Weg wie die Hand, hechtete durch die Lücke und stand in der dumpfen Wärme zwischen den Hausfronten.

Wo war sie?

Mitten auf der Straße blieb ich stehen, kam mir vor wie auf einer Insel, starrte gegen den Himmel, sah nur die Sonne, die in der Bläue wie ein grelles Auge stand.

Keine Spur mehr von der Klaue. Der Himmel oder andere Straßenschluchten hatten sie verschluckt.

Ich ballte vor Wut beide Hände und bekam nun jetzt das Chaos um mich herum mit.

Viele Menschen hatten sich zu Boden geworfen. Sie standen auf, ihre Gesichter waren bleich und vom erlebten Schrecken gezeichnet.

In zahlreichen Sprachen schrien sie mich an, von irgendwoher sah ich die Uniformen der Polizisten, dann ging ich wieder zurück in die Kirche, wo ich Suko neben einem Kommissar Walter fand, der reglos zwischen den Trümmern einer Bank lag.

Nun durchfuhr mich der Schreck. »Ist er…?«

»Nein, John, er lebt. Aber er hat etwas abbekommen. Wahrscheinlich einen Bruch an der Schulter.«

»Verdammt auch!«

Der Kommissar war bewußtlos. Dunkles Blut färbte seine blonden Haare. Auch auf dem Kopf hatte es ihn erwischt.

»Warst du schon in der Sakristei?«

»Nein, noch nicht.«

Wir gingen gemeinsam, auf halbem Wege hörten wir die Schreie der Polizisten, die mit gezogenen Waffen in die Kirche stürmten und uns festnehmen wollten.

Es gab ein Palaver, in das sich auch Walter einmischte, der aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war, kaum sprechen konnte und dennoch das Wichtigste flüsternd sagte.

Ein Beamter verschwand, um einen Krankenwagen zu alarmieren.

Der Kommissar brauchte ärztliche Behandlung.

»Die Sakristei«, mahnte mich Suko an.

»Okay.«

Wir beide fühlten uns mies, weil wir mit dem Schlimmsten rechneten. Die Tür hatte einige Macken abbekommen, mehr nicht. Wir zogen sie auf und blieben stehen.

Stumm vor Entsetzen schauten wir auf den Mann, der vor einer Wand lag und sich nicht mehr rührte.

Zum erstenmal erlebten wir, wie grausam die Pesthand sein konnte.

Dieser uns unbekannte Mensch mußte einen furchtbaren Tod hinter sich haben, ein langes Leiden.

Ich ging trotzdem näher heran und fand noch ein Kreuz, das seltsamerweise nicht beschädigt war, als hätte sich die Hand nicht getraut, es zu zerdrücken.

»Wer war es?« fragte ich.

»Keine Ahnung.«

Ich dachte nach. »Die Malteser haben als Gemeindevorsitzenden einen Prior. Möglicherweise handelt es sich bei diesem Toten um den Gemeindevorsteher. Wer weiß…«

Als wir uns umdrehten, standen Polizisten im Türeingang. Sie stierten auf den Toten, dann drehten sie sich um und verschwanden mit hastigen Schritten.

Dieser Anblick war nichts für schwache Nerven.

Auch wir verließen die Sakristei, blieben in der Kirche stehen, schauten uns an und stellten fast gleichzeitig dieselbe Frage:

»Warum ist das passiert?«

»Sie muß den Prior gehaßt haben«, sagte Suko.

»Kann eine Hand hassen?«

»Nein, aber die Kraft, die hinter ihr oder in ihr steckt.«

»Und wie paßt Isabel de Dijon in den Rahmen? Kann sie etwas über die Malteser wissen?«

»Frag sie.«

»Später.«

Suko räusperte sich. »Vergiß nicht die Hand. Vielleicht holt sie sich das Mädchen als nächstes Opfer. Inzwischen glaube ich alles oder gar nichts mehr.«

»Willst du zum Hotel?«

»Wäre besser, John. Und du?«

»Ich möchte gern herausfinden, weshalb man den armen Kerl getötet hat. Es wird sich ja irgend jemand von der Gemeinde finden lassen. Oder meinst du nicht?«

»Ja, kann sein. Jedenfalls wird sich der Mord schnell herumsprechen. Sehen wir uns im Bristol?«

»Klar.«

Vor der Kirche trennten wir uns. Der Krankenwagen rollte herbei, und ich winkte einem Uniformierten, um ihn zu fragen, ob die Mordkommission schon alarmiert sei?

»Ja, das ist alles klar.«

Soeben wurde Kommissar Walter abtransportiert. Er lag auf der Trage, winkte mir zu, versuchte ein Lächeln, was ihm allerdings mißlang. Es wurde nur ein kärgliches Grinsen.

»Wir packen es«, versprach ich ihm. »Wir holen uns die verfluchte Klaue, darauf können Sie sich verlassen.«

»Aber schnell.«
»Sicher.«
Die Polizei war flott. Sie hatte die Gaffer zurückgedrängt, und die Beamten stellten schon die ersten Fragen an die Zeugen.
Übereinstimmend wurde ausgesagt, daß eine türhohe Hand das Portal durchbrochen hätte, um dann in die Höhe zu steigen, wo sie schließlich verschwunden war.
Auf den Gesichtern der Beamten breitete sich Skepsis aus. Dann fuhr ein Wagen herbei, dem ein älterer Kollege entstieg. Der Knabe hatte bestimmt etwas zu sagen.
Ich ging zu ihm, bekam einen Blick aus seinen scharfen Augen mit, dann ein Nicken und wurde mit der Bemerkung begrüßt, daß ich wohl der Beamte aus London sein müßte.
»Das stimmt, Herr…«
»Rinaczek. Oberkommissar Rinaczek.« Er fuhr mit dem Zeigefinger über seinen dichten Oberlippenbart. »Was ich über Funk hörte, klang unglaublich. Ist es das?«
»Nein, es entspricht den Tatsachen.«
»Scheiße!« dehnte er in seinem breiten Dialekt. »Das hat uns noch gefehlt.«
»Wir können daran nichts ändern.«
»Was war mit der Hand?«
»Wissen Sie das nicht?«
»Nein.« Rinaczek schüttelte den Kopf. »Ich weiß überhaupt nichts. Kollege Walter übernahm den Fall.«
Ich weihte ihn ein, er stöhnte auf, schlug gegen seine Stirn und trat hart auf. »Ärger, nichts als Ärger. Sie und Ihr Kollege sind nicht zum erstenmal in Wien…«
»Stimmt.«
»Ich hörte von Ihnen. Aber wenn Sie den Fall aufklären wollen, wo setzen Sie dann den Hebel an?«
Ich deutete über meine Schulter hinweg. »Dort, bei den Maltesern. Ich muß mit den Leuten reden. Ihren Prior hat die Steinklaue grausam getötet. Anhand eines nicht beschädigten Kreuzes habe ich das herausfinden können.«
»Kann ich die Leiche sehen?«
»Sicher, aber machen Sie sich auf etwas gefaßt, Kollege.«
»Keine Sorge.«
Wenige Minuten später war er wieder da. Diesmal sprach er mich mit gepreßt klingender Stimme an. »Verdammt, Sinclair, Sie hätten mich warnen müssen.«
»Das habe ich.«
»Nicht genug, Mann, nicht genug. So etwas… das … das habe ich noch nie erlebt.«

Auch ich stand noch immer unter dem Eindruck dieser grausamen Tat. Zu ändern war daran nichts mehr. Ich konnte nur zusehen, daß es nicht noch zu weiteren Taten kam…

***

Nachrichten sprechen sich oft in Windeseile herum. Die schlechten noch schneller als die guten. Es dauerte nicht lange. Da wußte man auch im Hotel Bristol, was auf der Kärntner Straße geschehen war, und Isabel de Dijon, die noch immer an der Bar saß, ihren zweiten stark gepfefferten Tomatensaft trank, verlor sämtliche Farbe, als sie davon erfuhr. Sie erkundigte sich bei dem Keeper, der ebenfalls aufgeregt war.

»Ja, Madame, es ist eine Hand gewesen. Sie mußte von zahlreichen Zeugen gesehen worden sein. Aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen, nicht wahr?«

»Nein, das brauchen Sie wirklich nicht.« Sie leerte ihr Glas, überlegte, ob sie noch einen dritten Saft bestellen sollte und entschied sich dagegen.

Es war besser, wenn sie jetzt nichts mehr trank und zunächst ihren eigenen Gedanken nachging.

Die Hand wollte sie, das war klar, aber was hatte sie zudem noch in der Malteser-Kirche zu suchen?

Sosehr sie auch grübelte, es fiel ihr keine Antwort ein. Sie wußte von beiden nichts. Nicht von den Templern und auch nichts von den Maltesern. Damit hatte sie sich nie zuvor beschäftigt und auch nichts in der Schule gelernt.

»Schreiben Sie die Getränke bitte auf die Rechnung«, bat sie den Keeper, legte einen Schein auf die Bar und verließ mit müden Schritten den Raum.

In der Halle blieb sie unschlüssig stehen, schaute zum Eingang hin und überlegte, ob sie auf die Straße gehen und nachschauen sollte.

Andererseits hatte sie versprochen, im Hotel zu bleiben, weil die beiden Engländer sie abholen oder bei ihr bleiben wollten.

In ihr Zimmer jedenfalls traute sich Isabel nicht zurück. Da war es schon besser, wenn sie draußen wartete und vor dem Eingang blieb.

Dort würde sie ebenfalls sehen können, wenn die beiden Beamten kamen und sie abholten.

Auch an der Rezeption standen Gäste, die über den Vorfall diskutierten. Sie ging vorbei und hörte gar nicht hin. Auch wollte sie lästigen Fragen ausweichen.

Obwohl der Nachmittag schon fortgeschritten und die Sonne tiefer gesunken war, war es kaum kühler geworden in den breiten Straßenschluchten, die von mächtigen, historischen Häuserfronten gesäumt wurden. Hier in Wien atmete jeder Meter Boden Geschichte.

Das Mannequin wollte sich nicht zu weit vom Hotel entfernen und schrak plötzlich zusammen, als sich zwei Hände von hinten auf ihre Schultern legten.

»Wer bin ich?« Der Mann sprach mit tiefer Stimme. Sie hatte ihn trotzdem erkannt.

»Laß doch die Scherze, Claude. Ich habe wirklich keinen Bock, mich noch mehr zu erschrecken.«

»Nun sei aber mal nett.« Der dunkelhaarige Claude Ribeau lächelte sie an. Er trug einen dünnen schwarzen Anzug aus Seide, der ebenso glänzte wie sein halblanges Haar. Sein weißes Hemd sah aus, als käme es frisch aus der Maschine.

»Ich habe dich gesucht, Isabel.«

»Und weshalb?«

Claude lachte. »Weil die ganze Truppe eingeladen worden ist. Ab jetzt im Sacher.«

»Weshalb?«

Sie verdrehte die Augen. »Claude, bitte, sei ein lieber Kerl und akzeptiere mein Nein.«

»Immer noch Ärger?«

»Weiß nicht, kann aber sein.«

»Na ja«, er verzog die Lippen. »Dann will ich es den anderen mal mitteilen. Wir jedenfalls machen einen drauf. Allerdings nicht zu lange. Vor Mitternacht sind wir wieder im Hotel.«

»Viel Spaß und schöne Grüße.«

»Mach' ich – tschau.« Er tänzelte davon. Wenn es etwas zu feiern gab, war Claude immer dabei.

Isabel blieb vor dem Hotel stehen und schaute auf ihre Uhr. Es war zwar keine Zeit abgemacht worden, allmählich aber wurde sie ungeduldig. Die Männer hätten ruhig zurückkommen können, denn sie spürte mit einemmal das Frösteln auf ihrem Rücken.

Das Gefühl kannte sie. So hatte es auch angefangen, bevor ihr die Hand zum erstenmal begegnet war. Mit diesem kalten Frösteln und dem gleichzeitigen Wissen, daß möglicherweise etwas passierte.

Auch der innere Druck ließ sich nicht mehr verleugnen. Er umschloß ihre Brust, er krampfte ihr Herz zusammen, und sie wischte fahrig mit der Hand über die Stirn, wo der kalte Schweiß lag.

Lauerte die Klaue schon?

Isabel schaute den Gehsteig entlang, ohne etwas erkennen zu können. Auch auf der Straße tat sich nichts. Dort floß der Verkehr normal ab. Hin und wieder öffnete einer der Portiers einem Gast die Wagentür und kassierte Trinkgelder.

Bis zur Einmündung der Kärntner Straße in den Obernring waren es nur wenige Schritte, die Isabel in kurzer Zeit zurücklegte.

Keiner der beiden Engländer war zu sehen.

Mit einem unguten Gefühl in der Brust ging sie wieder zurück und wartete vor dem Hotel.
Zeit verging.
Ein Mann sprach sie an und erkundigte sich lächelnd nach einer bestimmten Straße.
Isabel de Dijon schüttelte den Kopf und hob gleichzeitig die Schultern. »Ich bin fremd, tut mir leid.«
Der Mann ging, drehte sich noch einmal und grinste frech.
Isabel schaute zur Seite. Wahrscheinlich war die Frage nur der Beginn einer Anmache gewesen.
Ein Frösteln überlief sie. Gleichzeitig sah sie, wie sich die kleinen Härchen an den Handgelenken aufrichteten.
Eine Warnung? Wenn ja, wovor?
Es kam nur die Hand in Frage, aber die wiederum entdeckte sie nicht in ihrer Nähe.
Sie blieb trotzdem vorsichtig und hörte auf ihr inneres Gefühl. Da war etwas, zwar nicht sichtbar, aber es existierte und hielt sie unter Kontrolle.
Noch fielen Sonnenstrahlen schräg gegen die Fahrbahn, blendeten oder blitzten reflexartig durch das Grün der Bäume, die ebenfalls noch vorhanden waren und sich auch von den Abgasen nicht hatten unterkriegen lassen.
Ein wunderschöner Sommertag, der zu Ende ging. Da konnten die Menschen Luft holen, sich erholen, und doch fühlte sich Isabel fremd.
Einsam inmitten der Passanten, der Touristen, die mit ihren halb ausgebreiteten Stadtplänen umhermarschierten. Sie schauten sich um, verglichen, redeten, freuten sich über die Sonne, und zweimal wurde Isabel angestoßen.
Plötzlich fühlte sie sich schutzlos so mitten auf dem breiten Gehsteig. Da war es schon besser, wenn sie den Schutz der altehrwürdigen Hotelfassade aufsuchte. Sie lag bereits im Schatten, und dort wollte sie auf die Engländer warten.
Isabel de Dijon hatte ihre Sonnenbrille im Zimmer gelassen. Sie schaute zu Boden und blickte erst wieder hoch, als der Schatten der Fassade sie umschlang.
Da sah sie den Gegenstand.
Er stand dicht an der Mauer, berührte ihn beinahe noch und wirkte so, als hätte ihn jemand abgestellt. Isabels Herz klopfte zum Zerspringen, sie drückte ihre Hand gegen die Brust, denn sie starrte genau auf die Hand aus der Gruft.
Diesmal nicht so gewaltig und hoch wie ein Mensch, sondern in der Größe, wie sie in den Katakomben zu sehen war, also normal.
Für einen Moment schloß sie die Augen, weil sie an eine Einbildung glaubte, sah wieder hin und mußte feststellen, daß sich das Bild nicht

verändert hatte.

Die Hand blieb stehen!

Was sollte sie tun? Schreien, damit andere Menschen zusammenliefen? Oder fluchtartig weglaufen, sich im Zimmer verstecken und so lange warten, bis die Gefahr vorbei war?

Es gab da verschiedene Möglichkeiten, die ihr durch den Kopf huschten, nur traute sie sich nicht, eine davon in Angriff zu nehmen.

Diese verfluchte Hand übte auf sie einen regelrechten Bann aus, der sie praktisch zwang, stehenzubleiben.

Wie groß war die Hand? Doppelt so groß wie eine normale? Bestimmt, und sie stand so vor ihr, daß Isabel gegen ihre Fläche blicken konnte und sich dort etwas abzeichnete, für das sie zunächst keine Erklärung fand. Es war ein Schatten, nicht nur dunkel, sondern irgendwo auch mehrfarbig, und er besaß den Umriß einer kleinen Figur.

Hinter ihr flutete der Verkehr entlang. Isabel hörte das Rollen der Wagen, unterschiedlich laute Motorengeräusche erreichten sie ebenfalls, dazwischen die Stimmen der Menschen, das alles wurde ihr bewußt, aber es war gleichzeitig eine Sperre entstanden, die sie gegen die Außengeräusche unempfindlich machte.

Sie wollte sie einfach abwehren und sich nur auf die kleine Hand konzentrieren. Isabel empfand es nur als ungewöhnlich, daß ihr die an sich kleine Hand dennoch ein Gefühl einjagte, das mit Furcht zu vergleichen war.

Dann hörte sie die Stimme. Alle anderen Geräusche waren plötzlich zurückgedrängt worden, es zählten allein die Worte, die ihr aus der Hand entgegengesprochen wurden. In diesem Augenblick erkannte sie die ganze Wahrheit.

Da hatte ein Wesen gesprochen, das sich auf der Innenfläche der kleinen Hand abmalte.

Isabel ging in die Knie. Ihre Augen hatte sie weit geöffnet, da mischten sich Staunen und Furcht, und sie erkannte auch, daß sich eine menschliche Gestalt in der Handfläche abzeichnete. Es war ein Mann, ungewöhnlich gekleidet. Isabel, die sich auch mit der Geschichte der Mode befaßt hatte, stellte fest, daß die Kleidung eher ins ausgehende Mittelalter gepaßt hätte.

Wer war das? Isabel dachte nach, nur gelangte sie zu keinem Resultat. Eigentlich hätte sie auf dem Absatz kehrt machen und verschwinden sollen, das wiederum gelang ihr nicht. Dieser sich in die Handfläche abzeichnende Mann übte eine ungewöhnliche Anziehungskraft und Faszination auf sie aus.

Den Grund konnte sie nicht sagen. Einen Moment lang dachte sie sogar an eine Seelenverwandtschaft und hatte die schrecklichen Taten der Klaue vergessen.

»Ich grüße dich, Isabel…«

Das Mannequin zwinkerte mit den Augen. Das war schon ungewöhnlich, so angesprochen zu werden. Noch ungewöhnlicher kam es ihr vor, daß sie sogar eine Antwort gab. Sie flüsterte sie gegen die Handfläche, wo sie auch verstanden wurde. »Wer bist du?«

»Wer bin ich, meine Teure? Denk genau nach…«

»Das habe ich schon, aber…«

»Ich kenne dich, Isabel. Ich kenne dich gut, ich habe dich schon lange gekannt, denn ich wußte, daß der Tag kommen würde, wo du hier in Wien erscheinst und durch dein Eintreffen hier alles anders werden wird. Glaube es mir.«

»Was soll ich verändern?«

»Wir beide sind aufeinander angewiesen. Du auf mich…«

»Nein, das ist…«

Er unterbrach ihre spontane Antwort. »Laß mich ausreden, Isabel, laß mich nur ausreden. Wir sind aufeinander angewiesen, denn du mußtest erst geboren werden, um den Fluch zu löschen.«

»Deinen Fluch?«

»So ist es. Du hast mich gefragt, wer ich bin. Ich werde dir meinen Namen nennen. Ich heiß Hercule de Dijon. Na, begreifst du nun, ma petite Isabel?«

Da hockte sie und glaubte, den Boden unter den Füßen verlieren zu müssen. Heiße und kalte Schauer rannen abwechselnd über ihren Rücken. Die Augen hatten einen starren und nachdenklichen Ausdruck bekommen. Wenn sie atmete, tat sie es laut und überdeutlich.

Der Name de Dijon war nicht nur einmal in ihrer Heimat vertreten, es gab viele Menschen, die so hießen. Daß die Gestalt in der Hand ebenfalls de Dijon hieß, sah sie nicht als einen Zufall an. Dahinter steckte Methode.

»Nun? Hast du deinen ersten Schock überwunden?« erkundigte sich die geisterhafte Gestalt fast sanft.

Isabel nickte, obgleich sie den Kopf schütteln wollte. »Ein… ein wenig schon.«

»Das ist gut, so kann ich dir mehr erklären. Ich, Hercule de Dijon, gehöre zu deinen Vorfahren. Ich bin Franzose gewesen so wie du, aber ich gehörte der Gruppe der Baphomet-Templer an, die es nach Wien verschlug. Die meisten meiner Brüder wollten hier einen Stützpunkt für den Dämon errichten, das aber fiel auf, und so kam es zu einer gnadenlosen Verfolgung durch andere. Alle konnten sich retten, nur mich fingen sie ein. Es geschah zur Zeit der Pest, im Jahre 1679, als sie mich gefangennahmen und sich einen besonderen Tod für mich ausdachten. Sie hackten mir die rechte Hand ab und warfen mich, als ich noch lebte, in eine der Pestgruben. Ich war nicht einmal bewußtlos geworden, erlebte den Schrecken noch lange mit und schwor

grausame Rache, die ich durch die Hilfe Baphomets erfüllen wollte.«

»Das ist… das ist unglaublich!« stotterte sie. »Viel zu lange her. Das kann nicht sein.«

»Bei dämonischen Kräften spielt Zeit keine Rolle, Isabel. Das solltest du dir merken. Was ist schon Zeit? Ein Nichts im Vergleich zu den großen Dingen des Lebens. Ein winziger Tropfen nur. Mein Körper verging, der Geist überlebte, und auch die Hand verweste nicht. Baphomet sorgte dafür, daß sie versteinerte und meinen Geist in sich gefangenhielt, während der übrige Körper zu Staub zerfiel. Eines Tages, das wußte ich, würde jemand in diese Stadt kommen, der für mich sehr wichtig ist. Ein Mitglied der Familie de Dijon, denn nur er oder sie schafft es, mich endgültig zu befreien.«

Isabel hatte sehr genau zugehört. Nur brachte sie die zahlreichen Informationen nicht in eine logische Folge. Sie hockte vor der Klaue und schüttelte immer wieder den Kopf.

»Hast du mich begriffen?«

»Ich… ich soll dich wirklich erlösen?«

»Ja«, erklärte er. »Du sollst mich erlösen. Nur durch deine Anwesenheit kann ich von diesem Fluch befreit werden. Von nun an werden wir unser Schicksal gemeinsam teilen, Isabel.«

Obwohl die junge Frau nickte, war sie innerlich völlig von der Rolle. Aber sie hatte begriffen, daß sie ein wichtiger Joker in diesem dämonischen Spiel darstellte und daß ihr Ahnherr, Hercule de Dijon, ohne sie praktisch weiterhin verflucht blieb. War das nicht auch eine Chance für sie?

Isabel fragte sich, woher sie den Mut nahm, als sie die nächsten Worte formulierte. »Was ist, wenn ich mich weigere, dir dabei zu helfen, dich zu befreien.«

Sie hatte sich auf das schwach abgebildete Gesicht des Geistes konzentriert und erkannte, daß es sich bewegte. Möglicherweise verzog es sich auch zu einer Grimasse, die Antwort jedenfalls ließ darauf schließen. »Dann werde ich vergessen, daß es verwandtschaftliche Verbindungen zwischen uns gibt.«

Sie nickte. »Wie… sie bei Romina?«

»Ja, du wirst sterben müssen.«

Ihre Haut am Nacken zog sich zusammen. Sterben müssen? echote es in ihrem Gehirn. Er will mich umbringen, wenn ich ihm nicht gehorchte. Meine Güte, wo bleiben denn die Männer aus London?

Sie hockte in einer unbequemen Lage und spürte, daß sich ihre Sehnen und Muskeln stark gestrafft hatten. Isabel mußte ihre Chance nutzen, solange die Hand noch keine gefährliche Größe erreicht hatte. Wenn sie jetzt floh, kam sie vielleicht weg.

Sie schnellte hoch.

In diesem Augenblick griff die Hand zu. Innerhalb einer Sekunde

hatte sie sich verändert. Sie war förmlich zu dieser unnatürlichen Größe hochgeschossen, und Isabel blieb selbst der Schrei im Hals stecken, als die Klaue zupackte.

Eine Hand rahmte sie von zwei Seiten her ein. Etwas wischte über ihren Mund; sie vernahm auch Schreie, aber das waren nicht die ihren, sondern die der Zeugen. Die hatten das Fürchterliche ebenfalls mitbekommen. Vor der Hotelfassade stand die riesige Pestklaue und hielt mit ihren steinernen Fingern das Opfer umklammert.

Ein Mann lief hin. Es war der Portier, der den Gästen die Türen der Fahrzeuge öffnete.

Seinen Mut bezahlte er schwer, denn der kleine Finger erwischte ihn und schleuderte ihn wie eine lästige Fliege zur Seite. Vor dem Hoteleingang landete er auf dem Boden, wo er sich noch überschlug und dann regungslos liegenblieb.

»Ich habe dich!« hörte Isabel die Stimme ihres Ahnherrn. »Jetzt steht einer Befreiung nichts mehr im Weg.«

Sie konnte nicht sprechen, allerdings hatte sich die Klaue so gedreht, daß Isabel in Richtung Kärntner Straße schauen mußte. Und dort erschien mit raschen Schritten einer der beiden Engländer.

Es war Suko!

***

Wie sein Freund John Sinclair, so kannte auch Suko das ungute Gefühl, eventuell zu spät zu kommen, das Wissen, es nicht mehr schaffen zu können, wenn die andere Seite, schneller, grausamer und effektiver war.

Er hatte erlebt, wie brutal die Hand vorgehen konnte, daß sie auf keinen Rücksicht nahm, um die eigenen Ziele zu verfolgen, über die Suko noch nicht genau informiert war. Er konnte nur hoffen, daß es ihm oder John irgendwann gelingen würde, die Pestklaue von Wien zu stoppen.

Tagsüber ist die Kärntner Straße immer voll. Suko hatte es eilig. Er huschte durch die Lücken, die sich im Strom der Spaziergänger vor ihm auf taten, gab sich sehr stromlinienförmig und kam gerade noch über eine Querstraße hinweg, bevor die Ampel umschlug.

Für die Auslagen der teuren Geschäfte hatte er keinen Blick, und die Gesichter der Passanten huschten vorbei wie blasse, mit schnellen Pinselstrichen gezeichnete Schemen.

Mit zwei Schritten wischte er um die Ecke, sah die Fassade des Hotels bereits und kam sich vor, als würde in seiner unmittelbaren Nähe ein Film gedreht.

Dort bewegte sich nichts, der Schrecken hatte die meisten Menschen erstarren lassen.

Und starr war auch die gewaltige Klaue vor der Hotelfassade. Sie

hielt ein Opfer umklammert, eine dunkelhaarige junge Frau, deren Gesicht in Sukos Richtung zeigte.

Dem Inspektor blieb beinahe das Herz stehen. Stiche in der Brust, der Druck im Magen, all das waren Reaktionen auf sein Entsetzen, das in ihm hochstieg.

Er hatte seinen Lauf gestoppt, um die Szene erkennen zu können.

Zugleich mußte er sich eine Lösung einfallen lassen, wie es ihm gelingen würde, die Frau aus der Klaue zu befreien.

Ihr Gesicht erkannte er wie in Großaufnahme. Es war kaum wiederzuerkennen. Die aparten Züge hatten sich verschoben. Die Grimasse ließ ihre Haut zu langen Falten erstarren, und der Mund stand halboffen, ohne daß ein Schrei über die Lippen gedrungen wäre. Wahrscheinlich konnte sie nicht einmal schreien, weil ihr der Druck den Brustkorb zusammendrückte.

In diesen wenigen Sekunden mußte sich Suko entscheiden, denn auch die Pestklaue würde nicht länger stehenbleiben. Suko wußte, daß Hercule de Dijon einen Teil seines Planes erreicht hatte.

Deshalb mußte er etwas tun.

Der Inspektor startete. Er jagte los wie ein Sprinter. Daß er dabei zwei Frauen zur Seite stieß störte ihn nicht. Gleichzeitig schob er die rechte Hand unter das Jackett, nicht um die Beretta hervorzuholen, eine andere Waffe war wichtiger.

Der Stab!

Buddha hatte ihn magisch geweiht und ihn mit seinem Gedankengut versehen. Suko konnte ihn für seine Zwecke einsetzen, nur durfte er in einem Zeitraum von fünf Sekunden, in dem die Magie wirkte, den Gegner nicht töten.

Auch die Hand nicht.

Isabel konnte noch mit den Beinen strampeln, das war auch alles.

Und Suko riß den Stab hervor, während die Distanz zu ihm und der verfluchten Klaue schmolz. Dann rief er laut und deutlich das eine bestimmte Wort, das alles veränderte.

»Topar!«

Ein magisches Wort. Fünf Sekunden stand die Zeit still. Nur er konnte sich bewegen. Alle anderen, die dieses Wort gehört hatten, erstarrten zu Salzsäulen.

Auch Isabel rührte sich nicht mehr. Die Hand konnte ebenfalls nicht weg, so hofft Suko.

Und er hatte Glück, denn in der Klaue schimmerte die Gestalt eines Mannes. Wäre sie nicht vorhanden gewesen, hätte Sukos Eingreifen nichts gebracht.

Erst als er die Klaue erreicht hatte, kam ihm zu Bewußtsein, wie kurz fünf Sekunden letztendlich waren. Er hatte sich da etwas vorgenommen, das er nicht durchhalten konnte, denn steinerne Finger

»auseinanderzubiegen«, klappte kaum.

Dennoch versuchte er es. Er hing sich an die Finger, spürte deren Dicke und Kraft, aber er schaffte es nicht, sie nach unten zu ziehen damit Isabel herausrutschen konnte.

Die fünf Sekunden waren noch nicht um, als Suko zurücksprang und es auf eine andere Art und Weise versuchte.

Mit einem blitzschnellen Griff holte er die Dämonenpeitsche hervor und schlug einen Kreis.

Drei Riemen rutschten hervor; alle drei speicherten eine mächtige magische Kraft.

Da war die Zeit vorbei!

Die Menschen bewegten sich wieder normal. Plötzlich schrie auch Isabel, und Suko hatte bereits den rechten Arm gehoben, um die Hand mit der Peitsche zu treffen.

Er schlug – und daneben!

Denn im gleichen Augenblick war die Hand mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit und einen fauchenden Laut hinterlassend in die Höhe gestiegen. Nicht einmal die Spitzen der Dämonenpeitsche berührten sie. Und sie war so schnell weg, daß Suko nur das Staunen blieb. Die Pestklaue verschwand mit ihrer Beute hinter dem Grün der Baumkronen, veränderte etwas ihre Richtung und stieß in einem schrägen Winkel dem nicht mehr so hellblauen Himmel über Wien entgegen.

Der Inspektor hatte das Nachsehen gehabt. Er stand da, schaute hoch und reagierte nicht anders als die übrigen Zeugen, die den Vorfall noch nicht richtig begriffen hatte.

Vor dem Hoteleingang erhob sich der Portier stöhnend, beide Hände gegen seinen Kopf gepreßt. Er taumelte auf den Eingang zu und verschwand aus Sukos Blicken.

Der Chinese steckte die Peitsche wieder weg. Eine fehlgeschlagene Aktion, wieder einmal. Allmählich begann die Pestklaue damit, ihn und seinen Kollegen John Sinclair zum Narren zu halten. Etwas, das er selten erlebt hatte, aber die Hand besaß eine schon unwahrscheinliche Kraft, die der Dämon Baphomet ihr eingegeben hatte.

Mit müden Schritten ging Suko den Weg zurück. Fragen schüttelte er ebenso ab wie die Hände, die nach ihm greifen wollten. Er hatte keinen Bock, irgendwelche Erklärungen abzugeben, die sowieso niemand begreifen konnte.

Nur stellte er sich jetzt die Frage, wie es weiterging und ob überhaupt noch eine Chance für ihn bestand…

***

Ich sah Sukos Gesicht an, daß etwas geschehen war und ließ den Kollegen Rinaczek stehen.

»Die Klaue hat es geschafft, John. Ich bin einfach zu spät gekommen und konnte nichts daran ändern.«

»Was hat sie geschafft?«

»Isabel.«

Ich erbleichte. »Ist sie…«

»Sie ist nicht tot, wenn du das mit deiner Frage gemeint hast. Aber sie ist entführt worden, vor meinen und den Augen zahlreicher Zeugen. Die Klaue war da, griff zu und dann…« Er hob die Schultern.

»Ich versuchte es mit Buddhas Stab, danach mit der Dämonenpeitsche. Beides waren Fehlschläge, John, die Hand war schneller.«

Ich nickte langsam und mehrere Male hintereinander. »Und wo, Suko, ist sie hin?«

Er deutete gegen den Himmel.

Damit war alles gesagt, und damit war uns auch klargeworden, daß es keinen Sinn hatte, sie zu verfolgen. Fliegen konnten wir schließlich nicht.

Rinaczek kam. Er wollte wissen, was geschehen war. Suko erklärte es ihm mit müden Worten.

»Und das stimmt?«

»Sie können Zeugen befragen, Sie können alles machen, Kollege, nur werden Sie daran nichts mehr ändern. Die Pestklaue hat ihr Opfer gefunden und es an sich gerissen.«

»Wird Sie es töten?«

»Das wissen wir nicht.«

»Wahrscheinlich nicht«, mischte ich mich ein. »Soviel uns bekannt ist, will die Klaue etwas von ihr. Es muß eine Verbindung zwischen Isabel und ihr geben, denn damals, zur Zeit der Pest, tötete man in dieser Stadt einen Templer namens Hercule de Dijon…«

»Ja, das weiß ich schon.« Der Oberkommissar preßte die Antwort zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Das ist mir alles bekannt, aber Sie werden verstehen, daß es mir schwerfällt, Ihren Erklärungen zu glauben.«

»Sicher.« Ich nickte. »Es ist auch unwahrscheinlich und nur mit Magie zu erklären.«

»Und die Malteser?«

»Eine gute Frage, Kollege. Auf sie setze ich meine gesamten Hoffnungen.«

Rinaczek sah die Sache lockerer. »Dann geben Sie mal acht, daß Sie sich nicht danebensetzen.«

»Wie meinen Sie das?«

Er drehte sich zur Kirche hin um, die noch von seinen Leuten durchsucht wurde. »Leer ist sie, alles ist leer. Ich wüßte nicht, wo ich die Malteser finden könnte.«

»Das ist ein Orden, der hier in Wien bestimmt eine Filiale besitzt – oder nicht?«

»Das schon.«

»Dort werden wir uns erkundigen.«

»Meinen Sie auch, daß sie da die Hand finden werden?«

»Es ist zumindest eine Chance.«

Rinaczek überlegte. Glücklich sah er dabei nicht aus. »Na, wenn Sie meinen.«

»Könnten Sie uns die Adresse besorgen?«

»Da«, sagte er, »da ist eine Telefonzelle. Gehen Sie rein und schauen Sie nach.«

»Danke.«

Suko verschwand. Ich blieb mit dem Kollegen zurück, der seine Augen beschattete und gegen den Himmel schaute. »Tja«, sagte er und räusperte sich. »Irgendwann müssen wir die Klaue bekommen, sonst sieht es übel aus. Wir können nicht riskieren, daß unsere Stadt von einem derartigen Gegenstand terrorisiert wird.«

»Da haben Sie recht.«

»Und Sie trauen sich wirklich zu, die Hand zu stoppen, Sinclair?«

Er sah mich skeptisch an.

»Das traue ich mich. Ich muß sie nur an einem günstigen Zeitpunkt erwischen.«

»Und auf dem falschen Finger, wie?«

Darüber konnte ich nicht einmal lachen. Suko kehrte zurück. »Ich habe die Adresse.«

»Zeigen Sie mal«, bat der Oberkommissar. Er schaute sich die Notiz an und nickte. »Das ist jenseits des Schottenrings, nicht weit von der Votivkirche entfernt. Fahren Sie hin?«

»Und Sie wollen nicht mit?« fragte Suko.

»Nein, vorerst nicht, denn ich habe noch hier zu tun…«

***

Ich fragte mich, was in Wien eigentlich nicht zu einem begehrten Ausflugsziel gehörte? Auch die Votivkirche wurde stark von Besuchern frequentiert. Sie liegt nur eine Steinwurfweite von der Universität entfernt und war durch sie von einem Park getrennt.

Mit einem Taxi hatten wir uns zu unserem Ziel bringen lassen und staunten beide, als der Wagen in eine regelrechte Schlucht rollte, denn die Straße wurde von hohen, alten Hausfassaden gesäumt, die bestimmt noch aus dem letzten Jahrhundert stammten.

Mir gefielen die Fassaden, weil jede von ihnen irgendwie anders aussah. Große Fenster zeigten an, daß renoviert worden war. Man hatte vieles ausgebessert, aber die typischen Eingänge, die schmalen Durchfahrten und die geheimnisvollen Hinterhöfe beibehalten.

In einem derartigen Hinterhof standen wir. Das alte Pflaster machte einen irgendwie müden, riesigen Eindruck. Müllkübel zwischen hohen Blumentöpfen wirkten deplaziert, ein altes Fahrrad lehnte an der Hauswand. Hoch über uns leuchtete der Himmel als rechteckiger Ausschnitt.

Einen Menschen sahen wir nicht. Nur eine schwarze Katze strich miauend an uns vorbei, gähnte, miaute noch einmal, als wollte sie sich darüber beschweren, saß wir ihre Ruhe gestört hatten.

Es war tatsächlich so etwas wie eine andere Welt jenseits der Straße. Ich sah es nicht, ich spürte es nur, daß über dem Hof ein gewisser Hauch wehte.

Eine melancholische Stimmung, auch typisch für Wien und seine Bewohner. Feiern und trauern, das lag ihnen im Blut. Nicht umsonst wurde in vielen Wiener Liedern mit dem Tod kokettiert.

Die hinteren Fronten zeigten ebenfalls ein unregelmäßiges Muster.

Da war an- und vorgebaut worden. Kleine Balkone mit halbrunden Gittern fielen uns ebenso auf wie vorgezogene Dachgauben, auf den Tauben hockten und nach unten glotzten.

Um den Hauptsitz der Malteser zu erreichen, mußten wir auf eine alte, dunkle Tür zugehen. An ihrer Vorderseite war ein Schild angebracht worden, auf dem das Kreuz der Malteser schimmerte. Ich entdeckte auch eine Klingel und wollte schellen, als Sukos Arm sich an mir vorbeischob und seine Hand die Tür aufdrückte.

Es war offen.

Uns empfing ein kühler, sehr großer Flur, den ich hier nicht vermutet hätte.

Da es keinen Aufzug gab, nahmen wir die breite Steintreppe. In der ersten Etage entdeckte ich das Schild wieder. Es hing diesmal neben einer Tür.

»Da sind wir ja schon«, sagte Suko. Diesmal mußten wir klingeln, was er tat.

Zuerst geschah nichts. Nach einer Weile hörten wir Schritte, dann wurde die Tür geöffnet. Sie bestand aus dicken Hölzern und glitt schwerfällig nach innen. Ohne den Mann zu Gesicht bekommen zu haben, hörten wir seine Stimme, die uns einlud, einzutreten.

Suko schaute mich mit gerunzelter Stirn an und hielt seine Hand nahe der Waffe.

Er gab mir Rückdeckung, ich ging vor und betrat einen breiten Raum, dessen Boden mit braunen Holzdielen belegt war. In der Mitte sah ich einen großen Tisch. Auf ihm stand eine Schale mit herrlichen Sommerblumen. Davor lag aufgeschlagen eine Bibel. Im Hintergrund führte eine breite Treppe vier Stufen hoch und zu einer kleinen Galerie, die von verschiedenen Türen unterbrochen wurde.

Rechts sahen wir einen erkerartigen Anbau, durch dessen Scheiben

Licht fiel.

Auch Suko kam, dann wurde die Tür geschlossen. Der Sprecher, er hatte bisher im toten Winkel gestanden, erschien vor uns und nickte uns zu.

Wir schauten ihn an.

Es war ein alter Mann, der einen braunen Anzug trug und das Kreuz der Malteser vor seiner Brust hängen hatte. Die Brille war viel zu groß für sein schmales Gesicht, doch hinter den Gläsern sah ich Augen, die gar nicht so alt wirkten.

»Mein Name ist di Stefano«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich möchte Sie bei uns willkommen heißen.«

Skeptisch schaute ich ihn an. »Sie wissen ja nicht, wer wir sind und weshalb wir kamen.«

»Tatsächlich nicht?«

Diese Frage zeigte mir, daß er sehr genau wußte, wen er vor sich hatte.

»Dann haben Sie uns erwartet?«

»So ist es.«

»Und?«

»Kommen Sie bitte mit. Ich möchte nur noch Ihre Namen erfahren, bitte sehr.«

Wir stellten uns vor, und er hielt für einen Moment inne. »Ja«, sagte er, »ich glaube, daß ich Ihre Namen schon gehört habe. Es spricht sich manchmal herum, wenn Männer etwas Besonderes leisten.«

»Das sehen wir nicht so«, sagten Suko und ich wie aus einem Munde.

Di Stefano lächelte. »Bitte keine falsche Bescheidenheit, meine Herren. Kommen Sie.«

Er ging vor und führte uns die Stufen der Treppe hoch, um danach eine bestimmte Tür anzusteuern. Auch ihr Holz war dunkel gebeizt.

Er öffnete sie und gab den Weg für uns frei.

Wieder staunten wir, denn beide hatten wir das Gefühl, ein Museum zu betreten.

Der Raum war ziemlich groß, doch wegen der hier stehenden Gegenstände wirkte er überladen. Wir bekamen einen allgemeinen Überblick von dem, was die Malteser einst berühmt gemacht hatten.

Alte Schriften, Urkunden, Waffen, sakrale Gegenstände, auch einen fast schon brüchigen Schreibtisch sahen wir und natürlich Bilder, die Szenen aus der Geschichte des Ordens zeigten.

Di Stefano deutete auf ein besonders großes Gemälde, das alles andere überragte. Es zeigte einen streng aussehenden Mann mit Bart.

»Das ist Gregor der Große. Er gründete im sechsten Jahrhundert unseren Orden, damit er sich um die Pflege der Jerusalem-Pilger kümmern konnte.« Di Stefano nickte. »Ja, wir bestehen schon sehr lange, aber jetzt sind Menschen erschienen, die uns vernichten oder

ausrotten wollen.«

»Sie wissen davon?« fragte ich.

Seine schmalen Lippen deuteten ein Lächeln an. »Für was halten Sie mich denn?«

»Sorry, ich habe mich nur gewundert. Dann können wir uns auch einige Erklärungen sparen.«

»Ja, das können Sie.« Er bot uns zwei Stühle an, die ebenfalls alt aussahen und wir uns zunächst sehr vorsichtig hinsetzten und nur vorn auf der Kante Platz nahmen.

»Machen Sie es sich ruhig bequem. Die Stühle sind es gewohnt, Gewichte auszuhalten.« Er selbst rückte etwas zur Seite, weil er lieber im Schatten sitzen wollte.

»Wer sind Sie?« fragte ich.

»Ich stamme aus Italien, wie mein Name schon sagt, aus Rom und bin vom Großmeister des Ordens nach Wien geschickt worden, um hier die Historie des Ordens aufzuarbeiten. Gleichzeitig war ich auch in Ungarn, in den Flüchtlingslagern, wo unser Orden stark vertreten ist und für rasche Hilfe sorgt.«

»Das haben wir gesehen.«

»Meine Aufgabe liegt hier in Wien. Ich bin Historiker, ich weiß Bescheid und habe von der Hand erfahren. Schon beim ersten Erscheinen dieser Klaue sprach es sich herum, was meine Ordensbrüder veranlaßte, mich anzurufen und herzuholen.«

»Aber Sie konnten nichts tun?«

Er lächelte. »Sie sind die Aktionsleute, ich bin der Wissenschaftler. Ich war nur hier, um die alten Dinge aufzuarbeiten. Sie sind ebenfalls über den damaligen Fall informiert?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Dann will ich Ihnen erklären, daß alles, was Sie erfahren haben, auch der Wahrheit entspricht. Es stimmt, daß es die Malteser waren, die den dämonischen Templer in die Pestgrube warfen, weil er sich mit dem Dämon Baphomet verbunden hat.«

»Weshalb schlug man ihm die Hand ab?« erkundigte sich Suko.

»Ganz einfach. Weil die Hand von diesem Baphomet-Teufel geführt wurde. Durch sie wollte er seine Diener segnen. Wir haben es früh genug bemerkt. Wir wollten eingreifen, das heißt, unsere Vorfahren aus dem Orden griffen ein.«

»Wobei sie nicht ahnten, welche Macht Hercule de Dijon tatsächlich besaß.«

Di Stefano nickte Suko zu. »Da haben Sie schon alles gesagt. Sie taten, was sie für richtig hielten, und damals war es auch richtig. Nun, man kann einen Teufel so nicht zerstören, Dämonen müssen anders vernichtet werden, heute wissen wir das, zumindest einige auserwählte Menschen, ansonsten hat sich nicht viel geändert.«

»Und Sie warten jetzt auf die Hand?«

»Ja.«

»Warum gerade hier?«

Di Stefano lächelte mir zu. »Muß ich Ihnen das wirklich noch erklären, Herr Sinclair?«

»Tun Sie es.«

Er fuhr mit der Zungenspitze über seine Lippen. »Weil genau hier das geschah, wofür sich gewisse Kreise jetzt rächen wollen. Hier schlug man ihm die Hand ab.«

Wir staunten beide. Suko lachte sogar. »Dann haben wir genau die richtige Stelle gefunden.«

»So ist es.« Di Stefano nickte. »Normalerweise bin ich nicht allein, aber ich habe nach den Vorfällen meinen Ordensbrüdern geraten, sich zunächst von hier fernzuhalten, bis alles vorbei ist. Ich freue mich sehr, daß Sie beide den Weg gefunden haben. Es wird einen schweren Kampf geben, befürchte ich.«

Diesmal sprach Suko ihn an. »Sagen Sie, sah es damals schon ebenso aus wie heute? Stand da schon das Haus? Gab es den Hinterhof, die Fassaden und mehr?«

»In etwa. Später wurde das Viertel bei einem Brand zerstört, man hat es dann wieder aufgebaut. Wir zogen zurück in die Räume, wo wir noch heute sind.«

»Was würde die Pestklaue unternehmen, wenn Sie hier erscheint?« fragte ich.

Di Stefano überlegte einen Moment. »Nun, Sie würde zerstören. Sie würde nicht nur versuchen zu morden, sondern radikal vernichten. Alles, was Sie hier sehen. Die Schätze, die Bücher, die Mauern, sie würde es dem Erdboden gleichmachen, um anschließend unsere Brüder zu jagen, bis keiner mehr am Leben ist. Ich hörte davon, daß der Prior bereits ermordet wurde. Es ist schon später als fünf Minuten vor zwölf.«

Wir konnten ihm nicht widersprechen, trotzdem war ich nicht ganz glücklich über seine Erklärungen. »Dennoch gibt es ein Problem, über das wir noch nicht geredet haben.«

»Welches?«

»Isabel de Dijon, eine Nachfahrin des dämonischen Templers. Seit sie hier in der Stadt ist, mordet die Hand. Sie war gewissermaßen die Initialzündung.«

Di Stefano schaute mich direkt an. »Da haben Sie recht. Ich hörte von ihr, hatte aber selbst noch keinen Kontakt mit dieser Frau. Sie werden sie besser kennen. Ist sie ebenfalls eine Person, die auf Baphomets Seite steht?«

»Nein, auf keinen Fall«, sagte ich.

»Was dann?«

»Ein Opfer. Sie hat zufällig den gleichen Namen, stammt aus der Linie der de Dijons, die in Frankreich ihre Heimat haben, und wir nehmen an, daß der Geist des Hercule nur erwachen konnte, weil eine Person in die Stadt kam, in deren Adern das Blut der de Dijons fließt.«

»Ja, das ist eine gute und akzeptable Erklärung, Herr Sinclair. Kompliment.« Di Stefano drehte sich und schaute zum Fenster hin.

Sonnenstrahlen fielen längst nicht mehr in den Hof. Schwaches Dämmerlicht sickerte an den Fassaden entlang nach unten und verteilte sich zwischen den Wänden.

Bald würde die Stunde zwischen Tag und Traum beginnen, die allerdings auch gefährlich für uns werden konnte, denn wir rechneten mit einem Angriff.

Der Historiker zuckte zusammen und bewegte seine Schultern, als würde er frösteln.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Es passiert«, flüsterte er. »Ich spüre, daß es nicht mehr lange dauern kann. Machen wir uns bereit.«

»Wissen Sie mehr?« fragte ich.

Beinahe traurig schüttelte er den Kopf. »Leider nein, meine Freunde. Ich wollte, es wäre so.«

»Hören Sie, Signore di Stefano, ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber wäre es nicht sinnvoll, wenn Sie uns die Pestklaue überließen?«

Hinter den Brillengläsern weiteten sich die Augen. »Und weiter?« fragte er.

»Nichts weiter, Signore, überhaupt nichts. Ich möchte nur, daß wir uns der Klaue stellen.«

»Sie halten mich für zu alt.«

»Irgendwo stimmt das schon. Nicht daß wir Ihnen nichts zutrauen würden, aber die Pestklaue stellt eine tödliche Gefahr dar, damit sollten Sie rechnen.«

Er stand auf, ohne uns eine Antwort gegeben zu haben. Mit schweren Schritten ging er auf eine alte Anrichte zu, die mit mehreren, kunstvoll geschmiedeten Silberleuchtern dekoriert war. Er bückte sich und zerrte an zwei Schubladengriffen. Die Lade klemmte etwas, verkantete, so daß er sie schließlich mit einem Ruck herausziehen mußte. »Die Brüder haben hier etwas aufbewahrt«, erklärte er, »das möchte ich Ihnen sagen und Ihre Worte gleichzeitig Lügen strafen, daß ich nicht in der Lage bin, mich zu wehren.« Wir konnten nicht sehen, was er hervorholte. Erst als er sich aufrichtete und den Arm hob, sahen wir es.

Es war ein Beil!

Sogar ich erschrak, als ich den alten Mann mit dem Beil in der Hand sah. Diese Waffe gab ihm etwas Furchterregendes, er wirkte überhaupt nichts grotesk.

Suko und ich erkannten, daß es sich um eine altes Beil handeln mußte, und wir hatten auch einen bestimmten Verdacht, den Suko aussprach. »Ist das die Waffe, mit der Hercule de Dijon vor einigen Hundert Jahren die Hand abgehackt wurde?«

Ohne das Beil sinken zu lassen, nickte di Stefano. »Ja, das ist sie.«

»Und was wollen Sie damit?«

Er ließ den Arm sinken und kam auf uns zu. Dann legte er das Beil zwischen uns auf den Tisch, so daß wir es uns aus der Nähe betrachten konnten. »Ich werde ihr wieder etwas abhacken, aber diesmal werden es die Finger sein.«

»Glauben Sie denn, daß Sie es schaffen?« fragte ich.

»Warum nicht?«

»Kann man mit dieser Waffe, deren Eisen im Laufe der Zeit Rost angesetzt hat, tatsächlich eine Steinhand zerstören? Ist das wirklich möglich, Signore?«

Er schob die Brille zurück. »Ich werde es versuchen. Niemand soll mich einen Feigling schelten.«

»Das war der Prior bestimmt nicht, und jetzt ist er tot.«

»Aber ich habe Sie als Helfer.«

»Das stimmt.«

Er breitete die Arme aus. »Wir werden sehen, wie es abläuft, wenn die Hand hier erschienen ist und…« Er verstummte mitten im Satz, denn es hatte geklingelt.

Zu dritt schauten wir uns an. Unausgesprochen lag die gleiche Frage auf unseren Gesichtern.

Wer kann das sein?

»Ich werde öffnen«, erklärte der Historiker und wollte sich in Bewegung setzen.

Suko hielt ihn fest. »Das macht am besten John Sinclair. Wir beide bleiben hier.«

»Glauben Sie denn, daß die Klaue geschellt hat? Ich nicht, das muß jemand anderer gewesen sein.«

»Wenn auch, es ist trotzdem sicherer.«

Den letzten Satz bekam ich nicht mehr mit, da ich den Raum bereits verlassen hatte.

Leider gab es keinen »Spion« in der Tür. Ich wollte auch nicht fragen, wer sich draußen aufhielt, machte mich aber bereit, sofort wieder zurückzuspringen, sollte sich etwas Schlimmes ereignen.

Mit einer schnellen Bewegung öffnete ich die Tür – und bekam große Augen. Vor mir stand Isabel de Dijon!

»Darf ich hereinkommen?« fragte sie mit rauher, flüsternder Stimme, die einen fremden Klang besaß.

***

Ich war dermaßen überrascht, daß ich keine Antwort geben konnte und nur nickte. Mit ihrem Auftauchen hatte ich nicht gerechnet, es war schon ein kleiner Schock.

Sie sah ziemlich ramponiert aus. Man erkannte, daß sie von der Klaue gehalten worden war. Sie wirkte schmutzig, irgendwo auch kaputt und gleichzeitig sehr nervös, was ich dem Scharren ihrer Füße entnahm, deren Sohlen sie auf der Matte heftig hin- und herbewegte.

»Darf ich, oder nicht?«

»Bitte – und entschuldigen Sie. Ich habe nicht damit gerechnet, Sie zu sehen.«

»Macht nichts.«

Ich gab den Weg frei, schaute in den Flur und entdeckte die Riesenklaue nicht. Isabel de Dijon schien wirklich allein gekommen zu sein. Auf ihre Erklärung war ich gespannt.

Ich führte sie zu den beiden anderen, die sie ebenfalls groß anschauten.

»Muß ich die Dame noch vorstellen?« wandte ich mich an den Historiker, der den Griff des Beils losließ.

»Nein, das ist wohl nicht nötig. Isabel de Dijon, wenn ich mich nicht irre?«

»Sie irren sich nicht, Monsieur.«

Suko sprach sie an, legte seine Hände dabei auf ihre Schultern, als wollte er spüren, ob hier keine kalte Steingestalt uns einen Besuch abgestattet hatte. »Haben Sie das Grauen wirklich überstanden, Isabel? Ich habe Sie gesehen, als die Klaue Sie packte.«

»Stimmt, ich sah Sie auch, Inspektor. Ja, es geht mir verhältnismä ßig gut.«

»Dann bin ich beruhigt.«

Das war ich nicht, denn mir gefiel ihre Stimme nicht. Auch ihre Bewegungen waren anders als sonst. Sie sah aus, als würde sie unter einer Droge stehen, unter einem Druck leiden oder unter Hypnose.

Ich konnte mir auch vorstellen, daß sie mit einem bestimmten Auftrag im Gepäck hier erschienen war.

Isabel streckte ihre Hand aus. Sie stand nahe genug am Tisch, um die Waffe fassen zu können. Wir zuckten bereits zusammen und hatten Angst davor, daß sie das Beil an sich reißen würde, aber sie strich nur mit den Fingern über den alten, leicht gekrümmten und mit zahlreichen Kerben versehenen Holzgriff.

»Ist das die Waffe, mit der Hercule umgebracht wurde?« fragte sie leise.

»Ja.«

Sie nickte dem Historiker zu. »Er hat es mir erzählt. Ich habe mit ihm gesprochen, denn sein Geist befindet sich in der Hand. Als er mich losschickte, sagte er, daß ich bestimmt die alte Waffe sehen würde. Ich

sollte sie mir genau ansehen, weil sie etwas Besonderes ist. Sein Blut würde noch an ihr kleben.« Jetzt zog sie die Axt tatsächlich zu sich heran und nahm beide Hände zu Hilfe, um sie anzuheben.

Wir sagten nichts, belauerten sie jedoch voller Spannung. Über ihre Lippen huschte ein Lächeln. Sie hatte die Schneide dicht an ihre Augen gebracht und nickte ihr auch zu. »Ich glaube, daß ich noch einige Flecken entdecken kann. Sein Blut, es ist sein Blut…«

»Legen Sie die Waffe wieder weg!« befahl di Stefano.

Isabel tat, als hätte sie ihn nicht gehört. »Sie ist etwas Edles, glaube ich. Er hat mir gesagt, nimm sie und schau sie dir genau an.«

»Deshalb hat Hercule de Dijon Sie geschickt?« wunderte ich mich lautstark.

»Nein, auch noch aus einem anderen Grunde.« Mit dem Beil in der Hand drehte sie sich zu uns um. »Er hat mir noch gesagt, daß ich euch töten soll…«

***

Oberkommissar Rinaczek hatte bisher zu den Menschen gehört, die nur an das glaubten, was sie auch wirklich sahen. Alles andere interessierte ihn nicht. Er gehörte auch keiner Religionsgemeinschaft an, bezeichnete sich selbst, als Atheisten, ließ aber anderen Menschen ihren Glauben und wich jeder Diskussion aus.

Zum erstenmal war sein Weltbild ins Wanken geraten. Er mußte sich leider eingestehen, daß es trotz allem Dinge gab, die nicht in sein Raster hineinpaßten, und das ärgerte ihn maßlos. Zudem ärgerte er sich auch darüber, daß zwei Kollegen aus Großbritannien gekommen waren, um einen Fall aufzuklären, der ihn anging, weil er eben in der Stadt an der Donau passiert war.

Und ganz allein wollte er ihnen den Fall nicht überlassen. So schnell wie möglich beendete er seine Arbeiten an der Malteser Kirche und holte zwei seiner Leute zu sich.

»Sie fahren mit mir, Sie beide.«

»Und wohin, Chef?«

Rinaczek zog seine gemusterte Jacke an. »Wir werden diesen Maltesern einen Besuch abstatten, da sind auch die beiden Engländer. Vielleicht haben Sie etwas herausgefunden.«

»Glauben Sie eigentlich an die Hand, Chef?« fragte Artner, einer der beiden.

»Weiß nicht.«

»Ich habe sie nicht gesehen.«

»Spielt keine Rolle. Sorgen Sie dafür, daß Ihre Waffen geladen sind. Es könnte Ärger geben.« Mit diesen Worten ging Rinaczek zu seinem Wagen und setzte sich hinter das Lenkrad. Seine Begleiter stiegen rasch ein. Sie wußten, daß es ihr Chef immer eilig hatte.

Das Fahrzeug rollte aus der Fußgängerzone heraus und reihte sich in den normalen, wie immer chaotischen Verkehr der Wiener Innenstadt ein. Weit zu fahren hatten sie nicht, und sie verzichtete auch auf Blaulicht und Sirene.

Die drei Männer sprachen kein Wort. Jeder konzentrierte sich auf seinen Job.

Im Fond saßen Artner und Jellinek. Sie schauten ständig nach draußen und suchten die Umgebung ab, durch die sie fuhren, weil sie Spuren der Hand oder die Mordklaue selbst entdecken wollten, was allerdings nicht möglich war.

Wien sah aus wie immer. Die Stadt steckte voller Verkehr, Lärm und Abgasen.

»Wir werden um die Votivkirche herumfahren müssen«, erklärte er seinen Leuten.

»Das ist ja nicht weit.«

»Zum Glück nicht.«

»Und dort finden wir die Killerhand?« fragte Jellinek.

»Zumindest die Malteser.«

Jellinek schwieg. Er war ein großer, junger Mann und wirkte immer etwas schlaksig, im Gegensatz zum behäbigen Artner, dessen schwarzes Haar so dicht wie ein Pelz auf dem Kopf wuchs.

Es gibt keine leeren Straßen in Wien.

Mag sie auch noch so klein sein, irgendwo parkten immer Autos.

Da wurde selbst die kleinste Lücke noch zugedeckt.

So war es auch dort, wo die Malteser ihren Sitz hatten, aber es gibt auch glückliche Zufälle. Einen solchen erlebten die drei Polizisten, denn ein größerer Wagen rollte aus einer Parklücke, in die sie wunderbar hineinkamen.

»Wenn das so weitergeht, können wir uns gratulieren«, sagte der Oberkommissar, als er ausstieg.

Ungefähr zehn Schritte mußten sie laufen, um ihr eigentliches Ziel zu erreichen.

Sie ließen die Blicke an den Fassaden entlanggleiten und merkten nicht, daß sich hoch über ihren Köpfen, etwa in Höhe der Dachränder etwas tat.

Dort erschien ein Schatten!

Zuvor war er über die Dachpfannen gekrochen, hatte sich dem Rand immer weiter genähert und kroch nun über ihn hinweg, wobei er sich verbreiterte, denn er dehnte sich.

Es waren die Steinfinger, die sich gespreizt hatten, dann nach unten kippten und genau dorthin zeigten, wo die Polizisten ihr Fahrzeug geparkt hatten.

Nicht lange schwebte die gewaltige Pestklaue zwischen Dachrand und Erdboden.

Urplötzlich kippte sie ab und fiel!
Es war wohl Zufall oder ein Fingerzeig des Schicksals, daß Artner in diesem Moment in die Höhe schaute, die Riesenklaue sah und mit einem gellenden Schrei die beiden anderen Männer warnte, die genau das Richtige taten, nicht hinschauten, sondern in verschiedene Richtungen wegrannten.
Auch Artner war losgelaufen. Auf der anderen Straßenseite blieb er stehen, drehte sich um – und hörte den gewaltigen Krach, das Splittern und sah das Chaos.
Die fallende Hand hatte ihre Richtung nicht verändert. Sie war weiter in die Tiefe gerast und genau auf das Dach des Dienstwagens gekracht, den dieser harte Aufprall regelrecht zerrissen hatte.
Er war zersprungen wie eine Schale, und Fahrzeuge, die in seiner Nähe standen, bekamen ebenfalls etwas ab.
Aus westlicher Richtung, vom Rand der Straße her, näherten sich Menschen. Zwei Autofahrer stoppten abrupt, und sie alle, auch die Polizisten, wurden Zeugen des weiteren Geschehens.
Die Pestklaue hatte bisher nur einen Teil ihres Auftrags erfüllt. Sie dachte nicht daran, sich zurückzuziehen, sondern machte weiter.
Ohne sichtbare Beschäftigungen zu zeigen, stieg sie wieder hoch, drehte sich, zeigte den erstarrt dastehenden Zeugen ihre Innenseite und huschte an den Hauswänden entlang, bis zu einem bestimmten Punkt, wo sich die Lücke einer Einfahrt öffnete.
Dort glitt sie hinein.
»Und jetzt?« schrie Artner seinem Chef zu. »Verdammt, was ist denn jetzt los?«
Rinaczek hob nur die Schultern. Mehr konnte auch er nicht tun…

***

Wir alle hatten ihre Worte verstanden, wir schauten sie an und konnten es nicht fassen.
Besonders Suko und ich nicht, denn wie hatte sich Isabel verändert! Aus der ängstlichen Person war jemand geworden, der bereit war, eiskalt zu morden.
In großer Gefahr schwebte di Stefano, da er der Frau am nächsten saß. Ich mußte sie ablenken und fragte: »Wer hat es Ihnen gesagt? Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben?«
»Hercule.«
»Und Sie wollen es tun?«
»Ja, ich muß es, sonst bin ich verloren. Ich habe inzwischen gemerkt, wie sehr man ihm unrecht getan hat. Man hat ihn auf scheußliche Art und Weise getötet, und ebenso werde ich euch umbringen, weil ihr ihn noch einmal vernichten wollt.«
»Das halten Sie nicht durch, Isabel, das schaffen Sie nicht.« Ich

redete, und Suko ging auf di Stefano zu, um ihn von seinem Platz hochzuziehen. »Nein, Isabel.«

»Doch!«

Dieses eine Wort traf mich hart. Schon die ganze Zeit über hatte ich den Eindruck gehabt, zwar Isabel vor mir zu sehen, aber sie war dennoch nicht die gleiche gewesen, denn sie hatte mit einer ungewöhnlichen Stimme gesprochen.

Eine Stimme, die viel tiefer klang als die ihre, in der ein fremdes Timbre mitschwang.

Sie hob beide Arme und damit auch das alte Beil.

Ich zog die Beretta. Eine Kugel würde immer schneller sein als die Frau, und ich zielte schon auf ihre Schulter.

Da geschah etwas, womit außer Isabel wohl keiner von uns gerechnet hatte.

Nicht im Raum, sondern draußen. Das Zimmer war so groß, daß zwei Fenster auch zur Straße hinausführten. Und von dort hörten wir das Krachen, das Schreien der Stimmen und ahnten, daß die Pestklaue zugeschlagen hatte.

Suko wollte es genau wissen. Er rannte auf das Fenster zu, ließ di Stefano allein sitzen, und Isabel sah ihre Chance.

Sie sprang auf den alten Mann zu und ließ das Beil niedersausen…

***

Da schoß ich!

Ich drückte nur einmal ab, und die geweihte Silberkugel erwischte Isabel mitten im Sprung. Ich hörte sie schreien, aber die ließ das verdammte Beil nicht los.

Di Stefano warf sich so heftig zurück, daß er mitsamt dem Stuhl umkippte.

Dann hackte das alte Beil in sein Ziel. Mit mörderischer Wucht schlug es Isabel genau in die Tischplatte, denn meine Kugel hatte sie aus dem Konzept gebracht.

Sie brüllte auf, als die Klinge tief im Holz steckte und einen breiten Riß hinterlassen hatte. Die Wucht hatte sie nach vorn geschleudert, so daß sie über dem Tisch lag. Aus einer Wunde an der Schulter quoll Blut. Isabel mußte Schmerzen haben und gab trotzdem nicht auf, denn sie hielt den langen Griff noch immer fest und gab sich Mühe, das Beil wieder aus der Platte zu ziehen.

Ich war schneller. Auch wenn es weh tat, ich packte zu und schleuderte sie zurück.

Ihre Hände rutschten vom Griff ab. Sie landete an der Tür, wo sie mir die Worte förmlich entgegenspie und wieder mit einer dunklen Stimme sprach.

»Wir rächen uns, du kannst uns nicht…« Dann verzerrte sich ihr

Gesicht, denn sie wollte nicht mehr länger auf dem Boden hocken.

Trotz der Verletzung stand sie schwungvoll auf.

»Bleiben Sie!« fuhr ich sie an.

Isabel hörte nicht und ging weiter.

»John!« Suko wirbelte auf mich zu. »Die Hand hat da unten einiges zerstört…«

»Und?«

»Jetzt sehe ich sie nicht mehr. Wahrscheinlich ist sie in der Einfahrt verschwunden.«

Ich erstarrte.

Hinter mir kicherte die Verletzte schrill. Sie hatte sich in einen alten Sessel geworfen.

Di Stefano aber war aufgestanden. An der Tischplatte hatte er sich hochziehen müssen. Ich hörte sein Keuchen, drehte mich um und sah das Gesicht des Mannes, wie es allmählich über dem Rand des Tisches erschien und nur mehr eine Fratze war.

Große, starre Augen, ein halbgeöffneter Mund, aus dem Speichel floß, aber mit einem zielsicheren Griff seiner beiden Hände erwischte er die Axt, gab einen lauten Schrei der Anstrengung von sich und schaffte es tatsächlich, die schon beim ersten Versuch aus der Tischplatte zu zerren. Mit der Waffe in den Händen taumelte er zurück, bleich im Gesicht und einen irren, wilden Ausdruck in den Augen.

Ich wollte nicht, daß er sie an sich nahm, doch ich kam nicht mehr dazu, ihm dies zu sagen.

Die Hand war schneller.

Und sie rammte mit der Wucht eines Taifuns die Tür des Zimmers auf…

***

Es gab nur wenig Chancen für uns. In Deckung werfen, kämpfen und dabei hoffen, daß wir diesmal der Sieger blieben. An der Kirche hatte sie nur ein großes Loch in die Tür geschlagen. Diesmal hatte die Klaue die gesamte Tür aus den Angeln gerissen, die in den Raum hineingeschleudert wurde und uns fast noch erwischt hätte, war es uns nicht gelungen, zur Seite zu springen.

Das heißt, Suko und ich waren gesprungen, nicht so di Stefano. Er entwickelte Riesenkräfte und hatte es sogar geschafft, den Tisch zu kippen, um freie Bahn zu haben.

Zunächst nicht für die Klaue, sondern für die Tür, die ihm entgegenflog. Wild hackte er zu. Es war Wahnsinn, seine Kräfte reichten längst nicht aus, die Tür mit einem Beilhieb zu stoppen. Zwar blieb die Klinge darin stecken, aber das gewaltige Viereck prallte nach unten und begrub den Mann unter sich.

Wir hörten nicht einmal einen Schrei.

Ob der Mann noch lebte, wußten wir nicht und mußten uns um die Hand kümmern.

Suko mit der Peitsche, ich mit der Beretta und dem Kreuz.

Hochkant stand sie im Zimmer, angefeuert von Isabels wilden Schreien. Ich schoß auf sie.

Die Silberkugel ritzte die Fläche und jaulte als gefährlich Querschläger davon. Dagegen war sie also immun.

Dann drehte sie sich auf der Stelle wie ein Kreisel, weil sie uns keine Angriffsfläche geben wollte. Bis sie nach einigen Sekunden stehenblieb und mir ihre Fläche zuwandte.

Suko schaute auf ihren Rücken. Ich sah meinen Partner nicht, hörte ihn aber, als er sagte: »John, ich versuche es hier mit der Peitsche. Nimm du sie dir vor.«

»Okay.«

Diese Worte hatte auch Isabel gehört. Sie stand noch immer unter dem gefährlichen Einfluß ihres Ahnherrn und erhob sich vorsichtig, als hätte ihr dieser den Befehl gegeben.

Dann schlich sie auf mich zu.

Ich starrte die Fläche an. In ihr bewegte sich schemenhaft der Geist des Baphomet-Templers Hercule de Dijon. Selbst bei dieser Konturenschwäche entdeckte ich das teuflische Grinsen auf seinem Gesicht.

Das sollte ihm vergehen. Baphomet hatte vor vielen Dingen keine Angst, das wußte ich, doch das Kreuz fürchtete er. Noch war ich nicht dazu gekommen, es offen zu zeigen.

Das änderte sich dann im nächsten Moment.

Aber auch Isabel griff ein.

Sie warf sich nach vorn, schrie dabei und hämmerte mir beide Fäuste in den Rücken.

Ich flog vor, die Hand kippte mir entgegen, zur Klaue bereits gekrümmt, und wenn nicht ein Wunder geschah, würde sie mich gnadenlos zerquetschen…

***

Das Wunder geschah, und es hatte auch einen Namen, wobei ich Isabel im nachhinein dankbar sein konnte, daß sie sich so kräftig eingesetzt hatte.

Das Wunder hieß Zeit!

Ich war den berühmten Bruchteil der Sekunde früher an der Pestklaue, als diese sich schließen konnte, bevor mich die Finger am Rücken erwischten und gegen die Fläche drückten, hatte mein Kreuz Kontakt bekommen und war genau in das Gesicht des schemenhaften Hercule de Dijon gefahren.

Was genau geschah, bekam ich nicht mit. Es konnten Schreie sein, die meine Ohren trafen. Ich jedenfalls bewegte mich, zog den Kopf ein, deckte ihn mit beiden Händen ab und taumelte zurück, weg aus dem unmittelbaren Bereich der Klaue.

Sie zerstrahlte.

Das helle Leuchten stammte von meinem Kreuz und hatte die alte Kraft Baphomets vernichtet.

Durch die Fläche, den Stumpf, die Finger zuckten die Blitze wie Feuer und zerstörten das Material innerhalb kurzer Zeit. Als Pulver verteilte es sich, wobei noch ein letzter Schrei an unsere Ohren drang, ausgestoßen von dem Geist des Hercule de Dijon. Als der Schrei endete, gab es auch ihn nicht mehr.

Ich sah Suko, der die Peitsche hielt und seine Arme ausgebreitet hatte. Er wirkte ein wenig fassungslos.

Dann drehte ich mich um.

Isabel de Dijon starrte mich an. Ihr Blick hatte sich wieder geklärt, sie stand unter keinem Einfluß mehr. Ihr wurde wohl klar, daß etwas Schreckliches geschehen sein mußte.

Das war zuviel für sie! Die Schmerzen und ihr eigener Lebenssaft sorgten für eine Ohnmacht. Sie fiel nach vorn und landete in meinen Armen.

Suko hatte mittlerweile die Tür hochgestemmt. Er schaute auf die Stefano. Blut bedeckte dessen Gesicht, aber der Mann lebte. »Ist es geschafft?« fragte er.

»Ja.«

»Gut, gut…« Dann verlor auch er sein Bewußtsein.

Wenig später stürmten drei Polizisten in den Raum, wo ein Chaos herrschte. An der Spitze Rinaczek.

»Was ist?« schrie er.

»Nichts mehr«, sagte ich, »überhaupt nichts mehr…«

***

Wer heute nach Wien fährt und die Katakomben unter dem Stephansdom besichtigt, wird wieder in einem bestimmten Raum eine Hand unter der Decke sehen.

Wer sie dorthin geschafft hat, weiß niemand. Eines aber ist sicher: Von einem Baphomet-Templer stammt sie nicht…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 083 »Das Blut der Medusa«